

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 15.

Jährlich 24 Doppelzähnummern in Heften
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 3. August 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Eine „frivole Idee“.

Novelle von Fedor von Sobeltiz.

(Fortsetzung.)

SCHON a Baron Arthur indessen auf eine Antwort zu warten schien, so fragte Röschen einfach: „Was war denn das für eine frivole Idee?“

Kiltz lachte nicht. In dieser Frage lag die ganze Unschuld eines unberührten Mädchenherzens, — er kam sich im Augenblicke sehr klein und sehr gering vor.

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein“, entgegnete er ernst, „denn Angeichtis Ihrer eine Frivolität auszusprechen, wäre doppelte Sünde.“

Röschen schwieg wieder ein kleines Weilchen und sagte dann:

„Es gibt allerdings auch Gedankenünden, aber man soll sie milder beurtheilen als die That. Ich weiß nicht recht, was Sie unter einer frivolen Idee, — so wie Sie dies meinen, — verstehen, glaube aber doch, daß sie sich leicht verscheuchen lassen muß, wenn man es nur ernstlich will.“

„Wenn man es ernstlich will,“ wiederholte Arthur, „gewiß, — Sie haben Recht. Bei mir handelt es sich aber um einen förmlichen Plan, und das ist's ja eben, was mir das Herz bedrückt!“

Röschen schaute Arthur ganz verwundert von der Seite an.

„Aber können Sie diesen Plan denn nicht aufgeben,“ rief sie aus, „wenn er nichts taugt und frivol ist, wie Sie sagen, und wenn er Ihnen Herz und Gewissen beschwert?“

Arthur drückte Röschen fest an sich und beschrieb dann mit ihr einen gewaltigen Kreis über die leise klingende Fläche.

„Bei Gott, das kann und das werde ich,“ gab er hellen Tones zurück, durch den ein Laut wie ein heimliches Jubiliren klang. „Haben Sie schönsten Dank für Ihren vortrefflichen Rath, gnädiges Fräulein, — ich will ihn beherzigen!“

Arffff, — der Stahlschuh Röschens ließ in diesem Moment ein schrilles Geräusch ertönen, — er hatte eine Unebenheit im Eise passirt. Röschen selbst aber hatte nicht aufgepaßt, — sie stranchelte und lag im nächsten Augenblicke in Arthur's Armen. Der hielt sie fest, recht fest, und es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich zwischen diesen starken Armen wieder völlig aufrichten konnte, denn immer wieder glitt auf dem blanken Eise der tödliche Stahl aus. Das ganze Antlitz von lichter Röthe überstrahlt, stand Röschen endlich fest neben ihrem Begleiter.

„Haben Sie sich weh gethan?“ fragte er.

„O nein,“ gab sie tiefathmend zurück. „Aber erschreckt hab' ich mich doch, — ich bin ein Hasenfuß. Lassen Sie uns an das Ufer zurückkehren. Das Eis ist hier schlecht, — ich paßte auch gar zu wenig auf, und daran sind Sie wieder Schuld gewesen mit ihrer frivolen Idee!“

„Absolviren Sie mich, gnädiges Fräulein,“ bat er, „ich werde mich bessern.“

„Ein Mann ein Wort, — und nun sei Ihnen Absolution ertheilt.“

Vor der Musik-Estrade trafen sie mit Ema und Benno zusammen.

„Es ist gut, daß Du kommst, Rösel,“ rief Fräulein von Halem ihrer Freundin entgegen. „Denle Dir, ich streite mich schon seit einer Viertelstunde mit Herrn von Kiltz über den moralischen Werth eines sogenannten Lustspielstoffs herum, den er mir erzählt hat.“

„Nach den Andeutungen meines verehrten Freunds Gustav von Harden, des bekannten Lustspiel-dichters,“ schaltete Benno ein.

„Und um was handelt es sich?“

„O, um eine ganz tolle Idee! Um eine Wette, — sofern ich den Baron Kiltz richtig verstanden habe, —

die zwei Freunde in der Champagnerlaune geschlossen, und deren Object in jedem Falle ein unglückliches Mädchen ist. Die beiden Freunde haben sich zugeschworen, im Laufe einer bestimmten Zeit verlobt, — oder war es verheirathet? — zu sein; wenn nicht, so gilt die Wette als verloren. Aus dieser Idee heraus soll sich eine Fülle drolliger Scenen, Verwechslungen und Irrungen ergeben. Dies Letztere kann ich mir nun, im Gegensahe zu Herrn von Kiltz, nicht recht denken. Ich bestreite, daß die Voraussetzung des Ganzen, die gegebene Idee, überhaupt erheiternd ist, — ich finde sie sogar abschrecklich. Was meinst Du dazu?“

Die beiden Kiltze waren, wie wir wissen, Diplomaten und als solche in der teuflischen Kunst der Verstellung wohlbevandert. Demgemäß gelang es auch Benno, seine innere Verlegenheit, und Arthur, seinen Unmut über den Bruder geschickt zu verbergen. Die jungen Herren nahmen, obwohl es in ihnen lochte, toste und gähnte, die harmlosesten Mienen von der Welt an, lächelten höchst unbefangen und thaten ungemein interessirt.

Anders war es mit Röschen. Eine seltsame Ge-

dankenverbindung hatte sie plötzlich stützig gemacht. Sie war sehr ernst geworden, — und der Ernst paßte so gar nicht zu ihrem Augenhaar, dem federn Näschen und den blühenden Lippen, — und streiste mit eigenthümlich fragendem Blicke Arthur.

„Abscheulich,“ entgegnete sie fest; „Du hast vollkommen Recht, Erna. Ich finde, daß ist durchaus keine lustige, sondern eine, — ja, eine sehr frivole Idee!“

Erna lachte silberhell auf. „Da haben Sie's, Baron Kiltz!“ sagte sie triumphirend. „Und nun vermelden Sie gefälligst Ihrem Freunde, dem Lustspielsdichter, er möge künftighin vorsichtiger in der Wahl seiner Stoffe sein.“

Benno verneigte sich. „Ich werde nicht verfehlten,“ gab er zurück. „Im Uebrigen fühle ich mich durchaus nicht verpflichtet, mit aller Gewalt für den guten Harden einzutreten. Im Gegenteil, — wenn ich mir die Sache recht überlege, kann ich den Damen nur zustimmen; sein Lustspielstoff ist verfehlt.“

„Ganz und gar verfehlt,“ stimmte auch Arthur bei. „Ich unterschreibe das Urtheil von Fräulein Maier: es



Künstliche Blumen: Bouquet-Binderin bei der Arbeit. Nach einer Zeichnung von Ludwig Dettmann.
Siehe Seite 116.

ist eine eminent frivole Idee, die er da als Ausgangspunkt seiner Scherze gewählt hat".

So sprachen die Kiltige mit lächelndem Mund und recht wehem Herzen sich selber ihr Todesurtheil.

6.

Von diesem Tage ab war Röschen Maier merkwürdig verstimmt. Ihre Heiterkeit hatte stillen Nachdenken Platz gemacht, ihr Muthwillen schien gänzlich verschwunden zu sein, und auch in ihren dunllen Augen blieb es lange nicht mehr so voll loser Schallheit wie einst. Sie blieb viel zu Hause, las in den Gedichtsammlungen und Anthologien, die auf den Salontischen lagen und besuchte das Theater nur dann, wenn ein recht rührseliges Trauerspiel gegeben wurde, in dem höchstens der Souffleur mit ungebrochenem Herzen davontommt.

All' dies, und das Letzte besonders, mußte schlüsslich auch dem Commerzienrathen auftauchen.

"Höre 'mal, Kind," sagte er eines Tages beim Mittagessen zu Röschen, "Du gefällst mir lebhaft gar nicht mehr. In der jüngst verflossenen Woche hast Du mich mit in den 'Erbfürster', in 'Deborah', in 'Romeo und Julie' und in 'Fedora' geschleppt. Das war früher Deine Sitte nicht. Da nahmst Du Rücksicht auf mich und mein Temperament, gingst mit mir in das Wallnertheater oder sonst irgend wohin, wo man dem Humor Altäre errichtet hat. Und wir haben uns immer höchst amüsiert und selbst den schlechtesten Scherzen eine gute Seite abgewonnen. Nun muß ich umgekehrt Rücksicht auf Dich nehmen und Dich in die traurigsten Trauerstüde begleiten, die seit Menschengedenken geschrieben worden sind. Das halt' ich aber nicht länger aus. Ich bin erstens einmal so weichherzig zusammengesetzt, daß ich immer gleich weinen muß, wenn Einem oder Einer auf der Bühne Unrecht geschieht, — und das ist mir genant, denn alle Welt kennt mich. Und zweitens leidet mein ganzes Nervensystem unter den abendländlichen Aufregungen, in die mich der Erbfürster oder Ferdinand mit seiner Loni oder Graf Ipanoff mit seiner Fedora, und wie diese traurigen Menschen sonst noch alle heißen, versetzen. Mit meinem Appetit scheint es gleichfalls so ziemlich vorbei zu sein, — reich' mir aber doch noch einmal das Fricassée herüber, — ich habe der Augusta schon so und so oft sagen lassen, daß der Geschmack der Sardellenbutter viel intensiver hervortreten muß, aber sie hört auch nicht mehr auf mich . . . Vor allen Dingen will ich nun wissen, warum Du Dich auf einmal in Deinen ganzen Anschauungen zum Gegenteil verkehrt hast. Irgend einen Grund muß es haben, denn um einer thörichten Laune willen plagt man einen armen, vielbeschäftigen Vater nicht mit Romeo und Julie. Also bitte, heraus mit der Sprache."

Aber Röschen kam nicht heraus mit der Sprache. Zur allergrößten Verwunderung ihres Herrn Papa's legte sie die Serviette neben ihren Teller, sah sich dann vorsichtig um, ob der Diener schon das Zimmer verlassen habe, zog ihr Schnupftüchelchen aus der Tasche, preßte es vor die hübschen Augen und schluchzte ganz leise in dasselbe hinein.

Das konnte der Commerzienrath aber nun gar nicht sehen.

"Oho," sagte er und sprang auf. "Was soll denn das heißen? Offener Widerstand oder Capitulation? Ich nehme das Letzte an, und so will ich mir denn Deine Thränen als Schlüssel zu dem veränderten Wesen deuten, das Du seit einiger Zeit zur Schau trägst. Bleib' ruhig sitzen, Kind, ich zieh' meinen Stuhl an den Deinen heran, — so . . . Scheer' Dich zum Kuduk, Fritz," — das galt dem eintretenden Diener, — "und warte, bis ich Dir kingle. — eher kommst Du mir nicht wieder herein! . . . Und nun los die Weiche, mein Rösche, und denke, daß Du zu dem besten Freunde sprichst, den Du auf der ganzen Welt hast! Was bedrückt Dir das Herzchen? — Du antwortest nicht, und es ist auch eine Thorheit, daß ich darnach frage. Ein Mädchenherz ist wie eine Mimoze, und ich alter Seerl hab' eine täppische Hand. Guß' mich einmal an, Rösel —!"

Und der Commerzienrath löste mit rauhsanster Zärtlichkeit die Hände Röschens von ihrem Gesicht und sah sie unter das Kinn. Die Augen des Mädchens schwammen in Thränen, und das schnitt dem Alten in's Herz. Er zog Röschen an die treue Vaterbrust und betete dort ihr Köpfchen fest und weich, und dann fragte er leise:

"Sage mir, Liebling, wer ist es?"

"Ich kann es nicht," schluchzte Röschen, "lieber, guter und einziger Papa, ich kann Dir's nicht sagen, — wenigstens jetzt noch nicht! Dränge nicht in mich, — las' mich weinen!"

Und Röschen machte sich tapfer frei aus der väternlichen Umarmung, sprang dann mit schamhaft erglühtem Antlitz auf und lief aus dem Zimmer.

Der Commerzienrath blieb noch einige Minuten fest auf demselben Platze sitzen, wiegte bedächtig den mächtigen Kopf hin und her und sah sehr nachdenklich aus.

"Ich hätte mir's denken können," monologisierte er dann weltweise, "mal mußte es ja so kommen, — früher oder später! Mit Brausen und Stürmen zieht alleweil der Frühling in's Land, — und so ein süßes, kleines Mädchenherz glaubt zu vergehen, wenn der erste Sturm junger Liebe es schüttelt. Wüßt' ich nur, wer es wär' — wüßt' ich's nur!"

Der Commerzienrath horchte plötzlich auf. Der elektrische Klingel-Apparat in der hinteren Entrée arbeitete heftig. Energisch drückte nun auch der Rath auf die auf dem Tische stehende Glocke. Der Diener trat ein.

"Klingelte das nicht im Zimmer meiner Tochter, Fritz?"

"Schr' wohl, Herr Geheimrath", rapportierte Fritz; "das gnädige Fräulein ließen anfragen, ob der Herr Geheimrath erlaubten, daß der kleine Schlitten angespannt würde. Das gnädige Fräulein wollten zu Fräulein von Halem fahren."

Never das Gesicht des alten Herrn glitt ein fröhliches Lächeln.

"I' nun natürlich, — aber der Kutscher soll vorsichtig sein mit dem neuen Stangenpferde," sagte er lachend. "Und noch eins, Fritz: man soll mir allein weiter servieren, — das gnädige Fräulein speist nicht mit. Und dann klett're 'mal in den Keller hinab, mein Sohn; gleich links vom Eingange liegt der bessere Rothwein. Du wirst da schon in der ersten Reihe eine Etikette 'Mouton Rothschild' Cabernetabzug 1865 finden, — von dem bring' mir eine Flasche heraus."

Und der Rath knöppte die Serviette seiter um seinen Hals, setzte sich wieder an seinen Tischplatz und nickte wohlgefällig vor sich hin.

"Sie fährt zu Erna," sagte er zu sich selbst, "das ist ein vortreffliches Zeichen. Die Beiden passen zu einander, werden sich ausplaudern und die Herzen öffnen. Nun fehlt mir auch der Appetit zurück!"

Und Röschen fuhr wirklich zu Erna. Ihr Herz war zum Springen voll, — sie mußte Demand haben, dem sie es ausschüttete. Sie bildete sich ein, schrecklich unglücklich zu sein, und fragte sich, während sie gemütlich im Schlitten saß, sehr ernsthaft selbst, ob es auf der ganzen weiten Welt wohl noch einen zweiten Menschen gäbe, dem gleich ihr so fürchterlich elend, so herzbrechend zu Muthe sein könnte. Sie glaubte es nicht.

Glücklicherweise war Erna zu Hause und nahm Röschen ohne Weiteres an. Röschen war anfänglich gewillt gewesen, ihrer Freundin sofort um den Hals zu fallen und ihr im Flüstertone, rasch hinter einander fort, alle Geheimnisse anzuhören, die ihr das Herz bedrückten. Dann wäre sie wenigstens um ein Etwas den Alpdruck losgeworden, der auf ihr lastete. Aber Erna trat ihr mit so strahlendem Gesicht und doch so geheimnisvoller Miene entgegen, daß sie ihren Vorhang augenblicklich vergaß und nur verwundert fragen konnte:

"Mein Himmel, Erni, — was ist Dir denn?"

Nun entwickelte sich die Situation in umgekehrter Reihenfolge, als Röschen vorher beabsichtigt hatte. Erna fiel ihr um den Hals, legte ihren Mund an ihr rechtes Ohr und wisperte mit vibrirender Stimme:

"Denle Dir, Rösel, Liebling, Einzigste, — er war hier, — soeben erst, und hat mit Papa gesprochen! O Gott, wie mir das Herz hämmert! O Gott, ich komme bald um vor Erregung!"

Röschen war wie erstarrt.

"Wer war hier?" fragte sie. "Ich weiß ja von nichts! Erni, Du wirst doch nicht, — Du hast Dich doch nicht, — — Erni, ich bitte Dich, so erzähle mir nur, was denn eigentlich passirt ist!"

Und nun zog Erna die Freundin zum Sophie, auf dem sie sich beide niederlauerten, mit glühenden Wangen und glänzenden Augen.

"Rösel, Du weißt doch, daß er mir schon immer den Hof gemacht hat," hub Erna an, verlegen mit den Seidenquasten des Divans spielend, "und Du weißt doch auch, — oder Du müßtest es wenigstens wissen aus all' meinen Reden, — daß ich ihn seit gern gehabt habe, sehr gern, wenn ich es auch nicht so zeigte! Seit unserem neulichen Zusammentreffen und auf der Rousseau-Insel ist er tagtäglich hier gewesen und gestern hat er mir nun," — jetzt stotzte Erna's Stimme bedenklich, — "hat er mir nun erklärt, daß er mich liebe, — mein Gott, Rösel, es läßt sich das so schwer erzählen, — und heute hat er um meine Hand geworben!"

Die letzten Worte sprudelte Erna sehr rasch hervor und fiel dann abermals ihrer Freundin um den Hals. In Röschen aber lebte gegenwärtig nur ein einziger Gedanke; sie riß sich los und starrte Erna großen Auges an, und dabei war alle Farbe aus ihrem Antlitz getreten.

"Und wer ist dieser Er?" stieß sie atemlos hervor.

"O, so frage doch nicht, — Du weißt es ja!" gab Erna zur Antwort. "Herr von Kiltig, — wer sonst!"

"Aber welcher Kiltig, Erna?"

"Welcher — ? nun Benno natürlich! . . . Rösel, — o Himmel! — ich sehe Dir's an, — diese Angst in den Augen, und nun plötzlich dieser hell leuchtende Strahl

des Glückes, — sage mir's aufrichtig: Du fürchtetest, ich würde den Namen des Anderen nennen, des Anderen, der in Deinem eigenen Herzen wohnt! Ist es nicht so? Rösel, ich bin Deine Freundin, sag' mir die Wahrheit, — ja?"

Aber Rösel sagte die Wahrheit nicht, sie schluchzte nur, und das war für Erna eine so verständliche Sprache, daß sie also bald in demselben Idiom zu antworten begann. Nun lagen die beiden Freundinnen Herz an Herz und weinten.

Gern würden wir, geneigte Leserin, den Vorhang über diese schöne Gruppe fallen lassen und ein neues Kapitel beginnen, das in freundlichem Gegensätze zu dem letzten dramatischen Schlußeffekte vielleicht mit einem fröhlichen Lachen eröffnet werden könnte. Gerechtigkeit und Wahrheit liebt fordern indessen gebieterisch von uns, noch einige weitere Thatsachen anzuführen, die sich nach der geschilderten Thränen-Scene auf dem Sophie an selber Statt abspielen.

Es waren nämlich kaum drei bis vier Minuten verflossen, so richtete sich Röschen in ihrer vollen Höhe auf, trocknete rasch die Thränen und sagte in festem und entschlossenem Tone, dabei frampfhaft die Hand ihrer Freundin umspannend:

"Und doch müssen wir entlogen, Erna! Sei tapfer. Wir können nicht die Frauen dieser Männer werden!"

Erna erwiderte gar nichts; in sprachloser Verwunderung verlor sie ihr entzetteltes Blick in den Augen Röschens zu lesen.

"Schau' mich nicht so an," fuhr diese fort, "ich bitte Dich, — ich ertrage diesen Ausdruck stummer Angst nicht! Es wird mir selbst schwer, Dir die Wahrheit zu sagen, aber ich halte mich dazu verpflichtet. Es muß sein. Ich fürchte, die Herrn von Kiltig, — alle Beide,

treiben ein schauderes Spiel mit uns. Du entzünnest Dich der Lustspiel-Idee, von der lebhaft auf dem Eise gesprochen wurde, jener seltsamen Wette zweier Freunde, die sich in der Champagnerlaune verpflichtet hatten, bilden sechs Wochen, oder was weiß ich in welcher Zeit, mit zwei ganz bestimmten jungen Mädchen verlobt zu sein — ? Entzünnest Du Dich, — gut! Nun sage ich Dir aber, daß jene beiden Bettenden die Kiltige gewesen sind, und daß wir, — wir, Erni, — das Ziel ihrer Wette bilden sollten!"

"Röschen — !"

"Ich sage es Dir, Erni, und ich bleibe bei meiner Behauptung. Ich sprach, bevor wir auf dem Eise zusammentrafen, mit dem Baron Arthur über ein ähnliches absonderliches Thema, wie diese korrupte Lustspiel-Idee es war. Die beiden Herren bauten auf unsere Harmlosigkeit und wollten sich noch lustig über uns machen. Jawohl, noch lustig machen, — und das war's hauptsächlich, was mich so ergrimmte!"

Erna schüttelte den Kopf, und über ihre Wangen tropsten bereits wieder dicke Thränen.

"Ich kann es mir gar nicht denken," erwiderte sie, "daß die Beiden so schändlich handeln können! Ich bitte Dich, — was wäre denn der Zweck dieser un nämigen Wette gewesen — ?"

"Der Zweck?" — und Röschens Augen blitzen. "Ja, glaubst Du denn, unsere jungen Herren haben bei all' ihren tollen Streichen irgend einen Zweck im Auge? Da mußt Du 'mal mit meinem Bester Egon, dem Meisterdar, sprechen, was der Alles für un nämiges Zeug ausbedeutet! — Es sagt genug, daß die Kiltige in der Champagnerlaune ihre Wette geschlossen haben, — ja wohl, nichts als eine Laune war es — eine frivole Idee!"

Erna fand nach und nach ihre Selbstbeherrschung wieder.

"Läß' uns die Angelegenheit einmal ruhiger besprechen, Rösel," sagte sie. "Hat der Baron Arthur Kiltig schon um Dich angehalten?"

Röschen schaute ganz erschreckt empor. "Nein, Erni, das hat er nicht."

"Gut, — aber Du liebst ihn, nicht wahr?"

Röschen wurde purpurrot und schaute zur Seite, nickte aber lebhaft.

"Und Du glaubst," inquirierte Erna weiter, "daß er um Dich werben wird?"

"Ja, Erni, das glaube ich. Mein Herz sagt es mir, und das lügt nicht. Ich glaube sogar, daß seine Werbung in naher Aussicht steht. Das Beispiel seines Bruders wird ihm Muth gemacht haben. Und ich möchte es wünschen, — o Gott, wenn es mir aus der Unterhaltung der Beiden auf der Rousseau-Insel nur nicht zur Gewissheit geworden wäre, daß ich ihm nur als — Wettobjekt diene!"

"Ruhig, Rösel," tröstete Erna, "unsere Erregung führt zu nichts. Wir müssen zusammenhalten und gemeinsam vorgehen. Vorläufig glaube ich noch, daß Du Dich irrst und falsch kombiniert hast. Aber wir werden die Wahrheit erforschen. Ich werde Papa, wenn er mit mir über den Antrag des Barons Benno spricht, um Bedenktzeit bitten, und dann werden wir die beiden Herren von Kiltig persönlich zur Rede stellen. Erschrick nicht,

überlasse mir die Anordnung der Sache. Ich werde Dich nicht compromittieren, daß' kannst Du sicher sein. Aber Gewißheit müssen wir haben!"

Man klöpfte in diesem Augenblide leise an die Thür. Die Jose Erna's trat ein und meldete, daß Excellenz das gnädige Fräulein zu sprechen wünsche. Röschen sprang auf und küßte die Freundin.

"Leb' wohl, Erni, und hab' Dank für Deinen Ruth," sagte sie. "Du bist eine echte Germanen-jungfrau, Du liebe, große, blonde Elsa von Brabant. Wann sehen wir uns wieder?"

"Gi nun — heut' Abend, denk' ich. Hast Du das Ballfest der Presse vergessen?"

"O nein, vergessen nicht, — aber ich glaubte, es würde besser sein, wir blieben ruhig zu Hause . . ."

Erna lächelte.

"I Gott bewahre, Du Kind, — nun erst recht nicht! In vollem Schmucke hoffe ich mein Röschen zu sehen. — stell' Dir die Rubinen in's Haar, die Dir so entzückend stehen, und lasse die Augen leuchten! Es geht auf den Kampfsplatz!"

(Schluß folgt.)

Asparagus officinalis.

Novelle von Ferdinand Müller-Saalfeld.

(Schluß.)

Sich vermag den Schmerz mitzufühlen," sagte Herr Schaller, "den Ihr Vaterherz empfinden muß. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie weh es thut, wenn man sehn muß, wie ein Mensch, an dem man mit ganzer Seele hängt, so schweres Leid zu ertragen hat. Ja, ich habe es auch durchgemacht. Meine Mutter war Jahre lang an Händen und Füßen gelähmt, sodß sie sich kaum zu bewegen vermochte und ganz auf fremde Hilfe angewiesen war."

"Und hatten Sie eine gute Pflegerin für dieselbe gefunden?"

"Ja, die hat sie gehabt, die beste, die es auf Gottes Erdboden geben konnte. Während der langen Zeit ihres Leidens habe ich mit stiller Bewunderung gesehen, welch' ein reicher Schatz von Liebe in einem weiblichen Herzen verborgen sein kann, und was eines Kindes selbstlose Aufopferung zu leisten und zu überwinden vermag. Treu und zärtlich hat meine Schwester die Mutter gepflegt bis an ihr Lebensende. Nie hat sie an sich gedacht, sondern ihre besten Jahre ganz diesem echten Samariterthum gewidmet. Badere Männer sind gekommen und haben um ihre Hand angehalten, aber sie mochte sich nicht von der Mutter trennen und seine neuen Pflichten übernehmen."

"Sagen Sie 'mal,' unterbrach ihn der Major, "und Sie selbst verheirathet?"

"Nein," sagte Herr Schaller, "ich habe es meiner Schwester nicht anhun mögen. Da diese der Mutter zu Liebe sich nicht verheirathet hat, habe ich es ihr zu Gefallen auch nicht gethan. Ich habe zwar so manches Mal, ich will es gar nicht leugnen, ein ganz eigenhümliches Gefühl in der Gegend des Herzens empfunden, — aber ich denke, das ist ein überwundener Standpunkt. So haujen wir beide denn friedlich und einträchtiglich in dem Hause, das unsere Eltern uns hinterlassen haben; meine Schwester führt die Wirtschaft, ich habe mein gutes Auskommen und eine Beschäftigung, die mir zuhagt, — so läßt es sich schon anhalten."

Nach diesen persönlichen Erörterungen wandte sich das Gespräch der beiden Herren anderen Gegenständen zu, und mit großem Geschick wußte es der Major bald wieder auf sein Lieblingsthema, die Kochkunst, hinzuholen. Nachdem er seinem auflaufsam lauschenden Zuhörer einen längeren Bertrag über die Kunstgerechte und elegante Zubereitung einer Gänseleber-Bastei gehalten hatte, fuhr er fort:

"Sagen Sie 'mal, lieber Freund, Sie haben mir da neulich mitgetheilt, in welcher Weise Ihr Fräulein Schwester den Spargel zubereitet. Die Sache ist mir fortwährend im Kopfe herumgegangen. Würden Sie mir wohl das betreffende Recept verschaffen können?"

Herr Schaller lächelte und dachte einen Augenblick nach.

"Das könnte ich schon," sagte er, "aber ich möchte mit einem anderen Vorschlag erlauben, der freilich etwas unbedeutenktlingt. Ich würde mich glücklich schämen, Herr Major, wenn Sie dieses Gericht in meiner bescheidenen Wohnung einmal selbst versuchen wollten. Sie nehmen es mir höchstens nicht abel, wenn ich es wage . . ."

"Ach was, wie kann da von Nebelnnehmen die Rede sein," unterbrach ihn der Major, indem er herzlich Schaller's Hand schüttelte. "Eine Einladung, die in so freundlicher Weise erfolgt, wird ohne alle Umstände angenommen. Aber Sie müssen mir versprechen, daß auch Sie ohne alle Umstände mich bewirthen. Nur Spargel, nebst dem, was dazu gehört! Gilt es?"

"Wenn Sie es so wünschen, muß ich wohl auf Ihre Bedingung eingehen. Darf ich mir für nächsten Mittwoch zwei Uhr die Ehre ausbitten, Sie bei mir zu sehen?"

"Mit dem größten Vergnügen, — ich werde mich mit militärischer Bünlichkeit einstellen." —

Am nächsten Vormittag machte der Major einen Besuch im Schaller'schen Hause. Er wurde von Toni Schaller empfangen. Ihr Bruder Emil war noch nicht vom Comptoir nach Hause gekommen. Er hatte aber seiner Schwester von seinem Zusammentreffen mit dem Major von Wangenheim erzählt und ihr auch mitgetheilt, daß er ihn zu Spargel und Täubchen eingeladen hätte. Toni wußte daher, was den alten, jovialen Herrn zu ihr führte, und sie kam ihm unbekannten und freundlich entgegen.

Toni Schaller war nur wenig jünger als ihr Bruder. Sie hatte einst als eins der schönsten Mädchen der Stadt gegolten und war auch jetzt noch eine schöne und stattliche Erscheinung, die durchaus nichts Altjüngferliches an sich hatte. Sie konnte ganz reizend lächeln, und ihre braunen Augen glänzten ebenso lustig und schalkhaft, wie die ihres Bruders, und sonnten noch dessen goldene Brille entbehren. Es entspann sich bald zwischen ihr und ihrem Besuch eine lebbafte, durch allerlei kleine Reden gewürzte Unterhaltung. Als der Major das Haus ver-

ließ, sprach er halblaut nach seiner Weise vor sich hin: "Der Bruder hat mir gut gefallen, die Schwester aber gefällt mir noch besser. Freue mich wirklich auf nächsten Mittwoch . . ."

Er sollte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht haben. Das Mittagesessen, welches Toni zubereitet hatte, schmeckte ihm ganz vorzüglich, sodß er galanter Weise die Hand zu lassen begehrte, welche ein solches Meisterstück hervorgebracht hatte; der Wein, welchen der Herr Reichsbauern-Buchhalter aus dem Keller herausgeholt hatte, war von vorzüglicher Geschaffenheit, und die Geschwister gaben sich die größte Mühe, dem Major ihre Freude und Dankbarkeit darüber zu erkennen zu geben, daß er ohne langes Zögern Emil's Einladung angenommen hatte.

Das Essen nahm einen sehr heiteren und gewöhnlichen Verlauf. Als dann die beiden Herren ihre Cigarras anzündeten hatten, Toni in ihrer geschickten und geräuchlohen Weise den Tisch abdeckte und in der blühenden Staffeimachine den duftenden Mocca bereitete, da überlief den Major die Erinnerung daran, daß auch in seinem Hause ein so guter Haussgeist einst gewalzt hatte, mit solcher Nacht, daß ihm ganz wehmütig um's Herz ward, und daß er einen heitigen Husten-Anfall erheben mußte, um für die verrätherischen Tropfen, die in seinen Augen schimmerten, eine natürliche Erklärung geben zu können.

Es verstand sich von selbst, daß Emil und Toni ihrerseits den Besuch des Majors erwideren. Der alte Herr bat sie dringend, ihm die Freundlichkeit zu erweisen; seine beiden Mädel, meinte er, wollten sicher vergessen vor Ungebärd, die Geschwister lernen zu lernen, von denen er ihnen schon so Vieles erzählt hätte. Und es blieb nicht bei diesem ersten Besuch.

Der Major hatte Recht gehabt, als er seine ältere Tochter Anna mit einem haushaften Sommermorgen verglichen hatte. Annah und Lieblichkeit hatte ihr die göttliche Natur verliehen, und ihr ganzes Wesen war von einer so sonnigen Heiterkeit durchdrungen, daß sie überall, wohin sie kam, Licht und Leben verbreitete. Es währete nur kurze Zeit, da begann auch schon die starre Eisfruste zu schmelzen, welche sich allmäßig um Emil's Junggesellenherz gebildet hatte, und jenes eigenhümliche Gefühl, von dem er dem Major erzählte und dessen er sich gar nicht mehr für fähig gehalten hatte, bemächtigte sich seiner mit unüberstecklicher Macht. Und wenn es ihm zuweilen so vorkam, als ob Anna's freundliche Augen ihm noch ein klein wenig freundlicher als sonst angeblieben hätten, oder als ob ihre kleine weiche Hand, die sie beim Kommen und Gehen ihm bot, etwas länger, als gerade unbedingt erforderlich war, in der feinigen geruht hätte, dann wurde es ihm so wonig und so selig zu Muthe, daß der gesetzte Mann sich oft selbst noch für einen schwärmerischen Jüngling hielt.

Hedwig von Wangenheim und Toni wurden trotz der Verschiedenheit ihres Alters bald die besten Freindinnen. Es mochte wohl die Erinnerung an die geliebte Mutter sein, die auch so schwer gelitten hatte, welche Toni's Herz gleich beim ersten Zusammentreffen mit Hedwig mit Mitleid und Erbarmen für dieselbe erfüllte. Während der langen Pflege, welche sie der leidenden Mutter hatte angegedeihen lassen, hatte sie gelernt, wie Kranken dieser Art am besten zu behandeln sind, und wenn sie mit einem paar freundlichen Worten Hedwig beim Verändern ihrer Lage behülflich war oder zu traurlichem Gesprächsreiche sich an ihre Seite setzte, dann leuchteten ihr die Augen des Mädchens voll inniger Dankbarkeit entgegen.

Hedwig freute sich im Vorraus auf jeden Tag, an dem wiederzukommen Toni ihr versprochen hatte, und als diese ihrem Vater die Erlaubnis abgeschmeichelet hatte, daß an besonders schönen, sonnigen Tagen der Dienst sie nach dem Schaller'schen Hause fahren dürfe, wo unter der mit grünem Wein bewachsenen Veranda es sich so hübsch und lauschig sitzen lasse, da gab das arme, nach Liebe und Hilfe sich sehrende Wesen seine Freude und Dankbarkeit auf wahrhaft rührende Weise zu erkennen.

Der Sommer verging. Die Herbststürme brausten durch das Land und der eingetrorene Winter hüllte Felder und Wälder in seine dichte weiße Decke ein. Einsam und verschneit lagen draußen in den Gärten die Spargelbeete. Die Pflanzen in denselben schlummerten und ruhten aus, um erst im Frühling wieder zu neuem fröhlichen Leben zu erwachen. In den Herzen der Menschen aber drohten auch zur Winterszeit Liebe und Dankbarkeit ununterbrochen weiter und brachten duftige Blüthen hervor. Immer enger und inniger gestalteten sich der Verlehr und die Beziehungen zwischen dem Wangenheim'schen und dem Schaller'schen Hause, und die Insassen dieser Häuser, die männlichen sowohl wie die weiblichen, mochten es zweitens selbst nicht für möglich halten, daß sie noch zu Anfang des Jahres durch das Leben geschritten waren, ohne daß die Einen von dem Datein der Anderen auch nur eine Ahnung gehabt hätten.

Der Major war nicht blind für das, was um ihn her vorging, und was er nicht sah, das ahnte er. Nur eins vermochte er sich nicht zu erklären, wie es zugeing, daß auch aus seinem alten Herzen das Gefühl der Sede und Einsamkeit allmäßig entwich und von einer zuverlässlichen, hoffnungsvollen Stimmung verdrängt wurde. An seinen Bäumen hatte er schon öfters das Eintreten des Johannistriebes beobachtet; daß solche Erscheinungen zuweilen auch bei Menschen vorkommen, war ihm noch unbekannt.

Und als das Mailüstert wiederum zu wehen begann, da holte eines schönen Morgens Emil den Major in dessen Wohnung ab, und gemeinsam unternahmen sie die erste Fortbildungstour nach ihren Spargelbeeten. Sie kamen mit leeren Händen zurück, da ihnen der Spargel den Gefallen noch nicht erwiesen hatte, zum Vortheil zu kommen, aber trotzdem schienen beide mit dem Resultate ihres Morgenpazierganges recht wohl aufzufrieden zu sein. Als der Gärtnerbürothe des Majors zum Mittagesessen nach Hause kam, erzählte er der gelehrten Kechin, er habe gesehen, daß die beiden Herren heute früh lange Zeit in eifriger Unterhaltung unter dem Kastanienbaum gehessen, daß sie dann rasch aufgestanden wären und sich umarmt und gefüßt hätten.

Es war dem Major doch etwas sonderbar und bänglich zu Muthe, als seine Tochter Anna an diesem Vormittag in das Zimmer trat, um gemeinschaftlich mit ihm den Staffee zu trinken. Hedwig befand sich noch im Schlafzimmer.

"Nun, Herzenspapa," sagte Anna, "wie viel Pfund Spargel hast Du heute mit heimgebracht?"

Der Major rührte verlegen in seiner Kaffettasse.

"An dem Spargel," sagte er, "den ich nicht mitgebracht, habe ich nicht schwer zu tragen gehabt, aber der Stein, der mir auf dem Herzen liegt, der hat ein ganz solosales Gewicht!"

"Du hast einen Stein auf dem Herzen, Papa? So schüttle Dich nur einmal recht kräftig, da wird er schon herunterfallen!"

"Ja, da schüttelt sich was!" brummte der Major; "da müßte man schon einen ganz gehörigen Schüttelfrost bekommen. Als mir bei Böth die ersten französischen Kugeln um die Ohren sausten, da war es mir wahrlich behaglicher zu Muthe als jetzt. Aber was nicht das Zaudern und Zögern, heraus muß es doch einmal! Sei nicht so feia, alter Bursche!"

Er war von seinem Platz aufgesprungen und an das Fenster getreten. Er hustete mehrere Male, dann sagte er, ohne sich nach seiner Tochter umzusehen:

"Was würdest Du wohl dazu sagen, Anna, wenn ich auf den Gedanken käme, mich wieder zu verheirathen?"

Anna zuckte frampshaft zusammen; es war ihr, als ob ihr das Herz mit einem Male stille stünde. Sie vermochte nicht zu antworten.

"Was würdest Du wohl dazu sagen," flang es nochmals vom Fenster her, "wenn ich auf den Gedanken käme, mich mit Toni Schaller zu verheirathen?"

"Ah, meine arme, gute Hedwig," rief Anna, "das wäre das größte Glück für Dich!" Der Vater wandte sich um und streichelte seiner Tochter, welche auf ihn zulam, zärtlich die Backen. "Das ist brav von Dir, mein Kind," sagte er, "daß Du zu allererst an Deine arme Schwester gedacht hast. Ja, es würde ein großes Glück für sie sein, aber was sagst Du nun für Dich selbst dazu?"

"Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich glaube nur, Papa, daß zwischen uns beiden nicht Alles beim Alten bleibt würde. Es soll nicht gut thun, wenn eine Stiefmutter in's Haus kommt, und wenn es die allerbeste wäre."

"So freilich, da hast Du ganz recht. Sie brauchte Dir aber gar nicht in's Haus zu kommen. Du kommst ja das Haus verlassen."

"Wie, ist das Dein Ernst?" rief Anna, indem sie in lantes Schluchzen ausbrach. "Du willst mich aus Deinem Hause verstoßen?"

Der Major hätte fast selbst mitgeweint, als er diese Worte hörte. Er fühlte, daß er rasch der Sache ein Ende machen müßte.

"Aber Närchen," sagte er, "wie kannst Du nur so etwas denken! Ich dachte, es ginge vielleicht an, daß das eine Haus mit dem anderen so einen kleinen Umtausch vornehme . . ."

Anna blieb ihn verwundert an und sagte: "Wie meinst Du das? Ich verstehe Dich nicht?"

"Nun, wenn Du mich nicht verstehst, dann muß ich mich deutlicher ausdrücken. Ich dachte, wir könnten Dich vielleicht umtauschen, und aus Fräulein Anna von Wangenheim eine Frau Anna Schaller machen."

Purpurröthe ergoß sich bei diesen Worten über Anna's Angesicht. Sie schmiegte sich eng an ihren Vater an, und dieser fühlte, wie ein leises Beben durch ihren ganzen Körper ging. Nach einer langen Pause erst fragte er: "Nun, was sagst mein Döchterchen zu diesem Vorschlage?"

Toni blieb unter Thränen lächelnd zu ihm empor und flüsterte: "Ich weiß aber doch gar nicht, ob Herr Schaller mich haben will . . ."

"Na freilich will er Dich haben! Er hat's mir ja gesagt. Und morgen will er im Frack und in weißen Handschuhen hierherkommen und —"

Weiter konnte er nicht sprechen. Anna legte ihm die Hand auf den Mund und umarmte und führte ihn dann so stürmisch, daß der kluge Vater wußte, welche Antwort er am folgenden Tage geben könnte.

Hast zu derselben Stunde sähen auch in der Schaller'schen Wohnung Emil und Toni am Klassestische einander gegenüber. Emil sah sich mit einem so eigenhümlichen vergnügten Lächeln im ganzen Zimmer um, daß seine Schwester ihn darob ganz verwundert anblieb und fragte: "Gefällt Dir denn unsere Tapete nicht mehr?"

"Nein," entgegnete Emil. "Ich werde die Stube blau tapetiren und an die Decke goldene Sterne malen lassen."

"Das ist ja ein ganz merkwürdiger Geschmack. Da habe aber ich doch auch noch ein Wort hinzureden. Und warum willst Du denn eine solche Veränderung vornehmen?"

"Weil ich eine junge Frau in unser altes Haus führen will."

Toni hätte bei diesen Worten vor Schreck fast die Tasse fallen lassen. Sie beherzte sich aber bald wieder und sagte ziemlich ruhig: "Du willst Dich verheirathen, — das habe ich noch nicht gewußt. Da habe ich freilich nichts mehr zu sagen, und es wird wohl am besten sein, wenn ich unser Haus verlasse."

"Ja, das habe ich auch gedacht," antwortete Emil.

Toni sah ihn bei diesen Worten mit einem so schmerzlichen und vorwürfsvollen Blicke an, daß er ganz bestürzt auf sie zusetzte und austieß:

"Nein, bei so ernsten Dingen soll man den Scherz bei Seite lassen!" Er kniete vor seiner Schwester nieder, sog ihren Kopf zärtlich zu sich herab und flüsterte ihr lange und eindringlich ins Ohr. Was er ihr wohl sagen mochte? Als er geendet hatte, da schimmerten Toni's Augen in feuchtem Glanze. Und als er sie fragte, was für eine Antwort er dem Major bringen solle, da versagte ihr die Stimme. Sie schlang die Arme um seinen Hals und weinte sich an seiner treuen Brust aus. Und dann flüsterte sie: "Ja, er soll kommen! Er ist ein Ehrenmann, und ich achte und schaue ihn von ganzem Herzen. Ich will versuchen, ihm die Frau und seinem Kinde die Ritter zu ersuchen. Und Du, Emil, wirst mit Anna glücklich werden, das weiß ich! . . ."

Wenige Monate später fand die Doppelhochzeit statt; nur die nächtlichen Verwandten und Freunde der beiden Familien waren zu dem Fest geladen. Daß auch Hedwig sich an demselben beteiligen konnte, wenn sie auch noch an Krücken sich bewegen mußte, erachtete die Freunde aller Anwesenden. Sie hatte längere Zeit in einer Heilanstalt gebracht, und der Leiter derselben hatte durch die Anwendung von Electricität und von warmen Sandbädern bereits so günstige Erfolge erzielt, daß er eine fast vollständige Genesung in Aussicht gestellt hatte. Die Tischlärche zum Hochzeitsmahl hatte der Major selbst entworfen. Stangenpargel durfte natürlich auf derselben nicht fehlen. Als dieser herumgereicht wurde, erhob sich der Major von seinem Platz, ging zu dem vor Bonne und Glückseligkeit strahlenden Manne hin, der hente sein Schwiegerohn und zugleich sein Schwager geworden war, und stieß mit ihm an mit den Worten: "Es lebe der Spargel!"

Nachdruck verboten.

Künstliche Blumen.

Von Hanns von Spielberg.

Mit zwei Abbildungen von Ludwig Dettmann.

Die Kinder der Flora sind zu allen Zeiten der sunnigste und duftigste Schmuck nicht nur im lockigen Haar einer schönen Frau, sondern auch im Auszug unseres Heims gewesen. Oft verblümt, brach sich die Freude an der Natur

Werkstätte Einlaß fanden, die ungeteilteste Bewunderung, und unmittelbar nach jenem glänzenden Festzuge vom 24. April 1879, den Mafart zu Ehren der Silberhochzeit des österreichischen Kaiserpaars arrangiert und der seinen Namen so überaus populär gemacht hatte, tauchten in einzelnen Läden Wiens die echten kleinen „Mafart-Bouquets“ auf.

„Als ich im Sommer des Jahres 1880,“ so erzählte uns Herr Hoffmeieram Christensen aus Eriurt, der bald darauf die geschäftliche Verwertung des glücklichen Gedankens in die Hand nahm, bei einem Besuch seines Etablissements, „achtlos durch die Straßen Wiens schlenderte, erblickte ich zufällig in dem Schaufenster eines Porzellangeschäfts eine schöne Vase

tritt, wo es hier gilt, den gebräunten Palmwedeln oder den grüngrauen gebrochenen Grashalmen den Farbstoff zu entziehen, selbstverständlich die Auffülltheile. Was jede Hausfrau wohl im Kleinen schon mit einem Fläschchen Eau de Javelle oder — honny soit qui mal y pense, — mit einem heimlich verwandten Bruchtheile Chlor gegen einen widerpenstigen Rothweinsled geübt, das vollzieht sich hier im Großen. In gewaltiger Bottichen werden die Gräser der Einwirkung einer Chlorkaliösung unterworfen, bis sie in schneiger Weise ihre Auferstehung feiern, um zunächst gründlich ausgewaschen zu werden. In großen Quantitäten wandern sie dann in die mit Dampfkrat getriebene Centrifuge.



Künstliche Blumen: Das Färben der Gräser. Nach einer Zeichnung von Ludwig Dettmann.

immer wieder Bahn, immer wieder belärmten wir Pforte und Sims mit Blumen- und Laubgewinden, immer wieder suchten wir uns einen Frühling im kleinen, im engen Raum des Panties zu schaffen. Das Baby, das auf seinem Spaziergange Blätter und Blumen am Wege abrupszt und in den kleinen Händchen zu einem kindlichen Strauß zusammenzufügen sucht, ist von denselben Gefühle geleitet, wie die Hausfrau, welche den Salonisch mit duftigen Blüthen schmückt und mit nie ermüdender Sorgfalt ihren Zimmergarten pflegt.

Aus dem gleichen Bestreben ist der Mafartstrauss hervorgegangen, so grundverschieden er nach Form und Farbe von dem Gewinde aus natürlichen Blumen sein mag. Ein gebleichter Wedel und ein getrocknetes Gras wird ein frisches Bouquet immer erzeugen können, und jeder Versuch nach dieser Richtung hin strafft sich selbst, — wer irgendwie an der Stelle grünen, herzerfreuenden Laubes, an der Stelle farbenprächtiger, duftiger Blumen tödte Reizt benutzen will, wird ihrer schnell überdrüssig werden, und nichts hat dem Mafartstrauss, — wir wollen vorläufig noch unter dieser Bezeichnung das gesamte Material an Palmwedeln und Gräsern zusammenfassen, — mehr geschadet, als seine allzu vielseitige Verwendung; er ist ein unvergleichliches Decorationsstück, aber sein Einfügen in das Ganze einer Zimmer-Einrichtung erfordert künstlerischen Sinn und geschulten Geschmack.

Die Verwendung getrockneter Palmwedel und Gräser ist gewiß uralt. In den katholischen Ländern spielte der geweihte Palmwedel von Alters her eine große Rolle, und ich erinnere mich noch sehr deutlich, wie meine greise Großmutter alljährlich ihre kostlichen Weihzeiter Bögen auf der altrömischen Servante, zu der wir Kinder voll schener Ehrfurcht aufblickten, mit selbiggetrockneten Bittergräsern von den heimathlichen Wiesen neu füllte. Indeszen hat in der That erst Mafart, der große Farbenkünstler, ihrer decorativen Benutzung im höheren Stil Bahn gebrochen; er verwandte bei der Auschmückung seines herrlichen Wiener Ateliers tropische Palmenwedel und Grasarten in höchst reizvoller Zusammenstellung, erregte damit bei all den zahlreichen Besuchern, welche in seiner

mit einem derartigen Strauße, und wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Ich hatte sofort die Empfindung, daß wir vor einer Umwälzung unserer ganzen Bouquet-Industrie ständen, und ich konnte die Stunde meiner Rückkehr kaum erwarten, um an's Werk zu gehen. Es war nicht ganz leicht, die glückliche Idee in größerem Maßstab in die Praxis zu überziehen, — der Beschaffung geeigneten Materials stellten sich damals manche Schwierigkeiten entgegen, und es galt vor Allem, die Leute in meiner Binderei für die ganz neue Arbeit einzuziehen. Trotzdem konnte ich bereits im Herbst 1880 die ersten Mafartsträuße dem Handel übergeben und der Erfolg war, ich darf es ohne Übertriebung sagen, ein großartiger . . .

Wenn wir heute jene Bouquets sehen würden, die damals allgemeines Enthusiasmus erregten, wir würden vielleicht ein wenig enttäuscht sein, denn die Industrie hat seither nicht still gestanden, und ihre technischen Erfolge haben unser Auge verwöhnt.

Vor Allem ist das Material stetig ein reicher und mannigfaltiger geworden, so ziemlich der ganze Erdkreis liefert jetzt seine Schätze in die Speicher der Bindereien. In mächtigen Ballen lagern dort neben heimathlichen Tiergräsern die Pampasgräser, die in Plantagen gezogen werden, die schönen Phoenix-Palmen von den Wüsten des Nils und die braunen Sumpfgräser vom Cap der guten Hoffnung. Die Urwälder am Amazonenstrom senden Areca-Wedel und die Chamaedorea-Palmen, aus Japan kommt das seingliederige Eulaliagras, aus Indien die buntfärillernden Pfauenfedern, und alljährlich durchstreifen Agenten die tropischen Länder, um Neuerungen aufzufinden und anzulaufen.

Dann aber hat man die Palmen und Gräser bleichen, man hat sie färben gelernt.

Unsere Hausfrauen wissen, was man unter Bleichen versteht, — welche fürsorgliche Herrin hätte sich nicht stets der herrlichen Weise erfreut, die ihr Stolz, der Schatz ihres Reinwandschrankes, auf dem grünen Rasenplane unter der Wirkung von Lust, Wasser und Sonnenlicht, oder richtiger unter der Einwirkung des Ozons, erhält! An die Stelle der Rautenbleiche

Solch' eine Centrifuge, — wer mit einem größeren Meiereibetriebe vertraut ist, kennt das Princip des sinnreichen Apparates, — ist im Grunde genommen nichts Anderes als eine Schleudertrommel. Wie ein nasses Tuch am schnellsten den größten Theil seines Feuchtigkeitsgehaltes verliert, wenn man es bestig im Kreise herumschleudert, so entfernt auch die Centrifugal-Maschine den Wassergehalt der in ihr gelagerten Stoffe mit großer Kraft und Regelmäßigkeit. Man denkt sich eine große, hohle Trommel, welche durch Zahnräder und Getriebe in eine rasch rotirende Bewegung gesetzt wird und deren Wände durchloch sind, man denkt sich diese Trommel mit nassen Gräsern gefüllt und in Betrieb gesetzt, so leichtet ein, daß die Feuchtigkeit durch die durchlochten Wände nach außen gedrängt werden muß, — in ganz kurzer Zeit ist der Wassergehalt zum größten Theile entzogen, und der eigentliche Trocken-Prozeß in den mächtigen, sinnreich konstruierten Ofen ist damit wesentlich verkürzt, ja er kann oft ganz fortfallen. Wertvördig ist, daß selbst anscheinend sehr empfindliche Grasarten bei der Behandlung in der Centrifuge, die auch auf unserem zweiten, einen Färbereiraum des Christensen'schen Etablissements darstellenden Bilde wiedergegeben ist, nicht leiden; trotz der großen Umdrehungsgeschwindigkeit der Trommelbleiben die feinsten Härchen, die zartesten Staubfäden viel mehr idiosyncratisch erhalten.

Ich sprach soeben bereits von einem Färberei-Raume, und in der That führt uns der nächste Schritt aus der Bleicherei in die Färberei. So scheinbar unzusammengehörig die Begegnisse einer Straußbinderei und einer Färberei sind, hier finden sie sich doch vereinigt. Sehr bald erkannte man nämlich, daß die ausschließliche Verwendung naturfarbenen oder gebleichten Materials eine gewisse Einönigkeit mit sich brachte. Gerade weil der Mafartstrauss ein Decorations-Stück ist, bedarf er häufig der Farbe; so geschmackvoll ein einzelner, schlichter Palmwedel, harmonisch in das Ganze der Einrichtung eingesetzt, ist, so macht das farblose größere Arrangement doch leicht einen etwas starren und tödten Eindruck. Man begann denn auch bald, die Wedel zu bronzieren, die Gräser zu färben. Unser Künstler führt uns ein lebensfrisches Bild



Im Thiergarten zu Berlin. Nach einer Zeichnung von G. Henseler. — Siehe Seite 119.

aus der Farberei vor: in der dampfschwangeren Atmosphäre sehen wir den Farbmeister an seinen Bottichen hantiren, in großen Körben wird das Material herbeigeschafft und sortirt, kommt in die mit „Farberlotte“ gefüllten Käsel und aus ihnen, wenn es genügend mit der Flüssigkeit durchdrungen ist, in die Centrifuge, um hier erneut den Trockenprozess zu beginnen, der dann in den Ofen vollendet wird. Auffällig interessant ist die Farbensorte, die ein Verzeichniss aller zur Anwendung gelangenden Tönungen darstellt, — eine fast überreiche Auswahl von Nuancen ist schon für das umfangreiche Export-Geschäft geboten, da fast jedes Land seine besonderen Neigungen und Wünsche hat, denen Rechnung getragen werden muss. In neuester Zeit haben sich besonders moosgrüne Färbungen in den denkbar verschiedensten Schattierungen die Kunst des Publicums erobert, und wirklich ist folch' ein Strauß von maritimherrendem Grün mit einzelnen dunkelrothen Büscheln dazwischen von reizender Wirkung. Ich möchte übrigens bei dieser Gelegenheit meine liebenswürdigen Leserinnen auf einen höchst einfachen und leicht selbst herzustellenden Wandbeschmuck aufmerksam machen, den ich, wenn ich nicht irre, zuerst bei einem Besuch der Münchener Allotria, — der gemütlichsten und am geschmackvollst dekorirten Künstlerkneipe der Welt, — sah: getrocknete Kränze aus Eichenlaub, dessen Blätter zum Theil vergoldet waren. Selbstverständlich eignet sich diese Decoration nur für höhere Räume, ganz besonders waltungsvoll diente ich sie mir aber in Treppenhäusern auf weißem oder doch hellem Grunde; auch für geräumige Corridore, deren Langgestreckte, fahle Wände nur zu oft ein stilles Entsehn der Hausfrau sind, dürften sie sehr geeignet sein.

Aus der Farberei und den Trockenöfen wandert das Rohmaterial in die ausgedehnten Lagerräume, um hier, sorgsam sortirt, auf mächtigen Gerüsten und Gestellen seiner Aufrichtung zu harrten. Für den Export, aber auch für das Inland werden die Wedel und Gräser zum großen Theile ungebunden versandt, und die kleinen Bürge von Kästen und Kästen, von Körben und Packen, die, für das Privat-Publicum bestimmt, auf dem geräumigen Hofe des Etablissements für die Verladung postfertig gemacht werden, legen Zeugniß davon ab, daß unsere Damen das weitere Arrangement der Majart-Decoration gern selbst besorgen. Unzweifelhaft hat das seine Vorzüge, — ich kann nur immer wieder betonen, daß gerade bei dieser Art des Zimmerschmudes auf das richtige Einfügen in die Gesamtheit der Einrichtung Alles ankommt. Außerdem gehört auf der anderen Seite doch auch viel Geschick und viel Geduld dazu, bejouders ein größeres Arrangement selbst zu vollenden, — die richtige Auswahl unter dem Rohmaterial zu treffen, mit jenem geschulten Geschmacke und mit jener gewandten Hand Stück um Stück zusammenzufügen, welche die geübten Binderinnen besitzen. Man darf nicht übersehen, daß die großen Etablissements nach künstlerischen Vorlagen arbeiten und eine ungemeine Erfahrung in ihrem Fach gesammelt haben, und doch vergehen oft Monate, ehe ein neues Modell fertig ist. Immer wieder baut die erste Directrice in der Binderei ihr Werk auf und immer wieder zerstört sie es, immer neue Farben-Zusammenstellungen werden erprobt, und immer neues Material wird in das Arrangement eingefügt, ehe es vor dem prüfenden Auge des Geschäfts-Inhabers Gnade findet und als die Neuheit der Saison in die Welt hinausgeht. Und nicht nur der ursprüngliche Stoff des Majartstrausches findet Verwendung, sondern zu ihm schmiegen sich die mannigfachsten Guthaben, um die er sich gruppirt oder die ihn aufnehmen, — von der geschmackvollen Majolica-Vase und dem zierlichen Körbchen bis zur weißen Taube und dem kleinen Spiegel aus venezianischem Glas.

Es ist ein anmutiges Bildchen, das unser Künstler uns aus der genannten Binderei vorführt. Unter den geschickten Händen der fleißigen Mädchen fügt sich nach dem vorhandenen Modell schnell Wedel an Wedel, Dalm zum Dalm, bis das ganze Arrangement: der mächtige Majartstraus oder die anmutige Taubenpost vollendet ist. Übung macht den Meister, das sieht man auch hier: die hundert kleinen Küngriffe, mit denen das oft recht spröde Material gehandhabt wird, die Geschwindigkeit, in der sich der schier endlose Bindfaden, den jede Binderin um die Taille gewunden hat, zwischen den Fingern abrollt und hier zum Knoten, dort zur Schleife wird, sind erstaunlich. Am interessantesten war mir aber doch, daß trotz des Arbeits nach dem Modelle jede Wiederholung eines Arrangements ihre ausgeprobte Eigenart zeigte; es entwidmet sich in jeder Binderin thatzählig mit der Zeit eine gewisse künstlerische Individualität.

Die Majart-Industrie hat für die altherühmte Blumenstadt Erfurt eine hohe Bedeutung erlangt. Sie beschäftigt viele Hundert fleißiger Hände, und Hunderttausende werden alljährlich in ihr umgekehrt; — wie das Rohmaterial aus allen Ländern der Erde nach Erfurt zusammenstreut, so geben die halbfertigen Fabrikate und die vollendeten Arrangements auch wieder in aller Herren Länder hinaus, als eisfreudliche Zeugen deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Geschmackes.

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Die literarische Bewegung in Frankreich.

Von Siegfried Samisch.

So ist in Deutschland von der literarischen Hauptströmung jenseits der Vogesen die Rede ist, erscheint der Name Emile Zola's unvermeidlich. „Ab Jove principium!“ Jupiter machte den Anfang! verlangen im Hinblick auf die Verbreitung der Romane Zola's die Naturalisten, welche nicht zugefechten wollten, daß der Verfasser des Roman-Clytus: „Les Rougon-Macquart, Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire,“ der jeder Überlieferung, allem Conventionellen in der Kunst den Krieg bis auf's Neuerste erklärte wissen wollte, längst im Range einer Manier, einen Convention steht, die in jedem neuen Romane deutlicher zur Erscheinung gelangt. Die Franzosen selbst spotten über die Einseitigkeit der ausländischen Beurtheiler, welche die literarische Entwicklung Frankreichs in dem Werke eines trotz seinem entwieglichen Genie keineswegs die gallische Eigenart widerspiegelnden Mannes zusammenfassen wollen.

Wie paart sich dagegen in Alphonse Daudet's Erzählungen „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“, „Tartarin sur les Alpes“, „L'Immortel“, von denen die letzte jüngst, ebenso wie die beiden anderen, in der „Collection

Guillaume“ mit vortrefflichen Illustrationen erschienen ist, gallischer, mit Ironie gepaarter Geist! Lesen wir die Schilderung der Heldenthaten des auf allem Missgeschicke niemals seinen Trophäen verlierenden Tartarin aus Tarascon, dieses echt französischen Brathers, — „fanfaron“ und „gaseon“ bedeuten dasselbe, — so denken wir unwillkürlich mit Wohlbehagen an das dritte Lachen François Rabelais', der die Geisel der Satire so sicher zu schwingen wußte.

Allerdings wird nun eingewendet, daß auch Alphonse Daudet in anderen Romanen gerade wie Emile Zola dem Pessimismus weitgehende Zugeständnisse gemacht habe, wie denn überhaupt das „furchtbare Jahr“ in der französischen Literatur jetzt erst nachwirke. Paul Bourget, dessen psychologische Romane von Feinschmeckern besonders geschätzt werden, stellte meines Wissens zuerst den Satz auf, daß diejenigen, die wie er selbst in jugendlichem Lebensalter Bungen der Invasion gewesen und dann in diesem Jahrzehnt als Schriftsteller in die Literatur eingetreten wären, die trüben Endrude jener Zeit nicht loswerden könnten. Im rasch dahinschlüpfenden Strome der Zeit würde die düstere Welt- und Lebensanschauung Paul Bourget's sicherlich bald von einer anderen abgelöst werden. Ja, einer der feinfühligsten französischen Schriftsteller, der Akademiker Graf Eugen Melchior de Vogüé, hat bereits in einem vom „Journal des Débats“ veröffentlichten Aufsatz: „Ceux qui ont vingt ans“ ausgeführt, daß diejenigen, welche nunmehr das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben, nur noch in „historischer“ Weise unter dem Einfluß der „année terrible“ stehen. So stehen sich jenseits der Vogesen verschiedene Auffassungen gegenüber, und es wäre durchaus verfehl, nach einer einzigen Schablone die gesammte literarische Bewegung in Frankreich beurtheilen zu wollen. Vielmehr kommt es darauf an, ohne vorgesetzte Meinung die mannigfaltige Entwicklung dieser Literatur zu würdigen. Dazu in der selben die Theaterdichtung nach wie vor im Vordergrunde steht, leuchtet ohne Weiteres ein. Der unlängst vom Tode hinweggeraffte Emile Augier, Victorien Sardou, der „jüngere“ Dumas, der nunmehr im sechzehnjährigen Lebensjahr steht, Pailleron, Meilhac und Halévy, die bereits bei Lebzeiten unter die „Unsterblichen“ aufgenommen worden sind, da sie der Académie Française angehören, haben durch ihre Erfolge auf den weltbedeutenden Brettern, wenn auch nicht den Reid, doch die Sehnsucht Zola's nach ähnlichen Triumphen erregt. Freilich ist es ihm und seinen Mitarbeitern ebenso wenig wie Alphonse Daudet bisher gelungen, auf der Schaubühne das Glück an ihre Fahne zu reihen. In diesem Zusammenhange darf auch daran erinnert werden, daß Zola im Gegensatz zu Alphonse Daudet, welcher in Wort und Schrift auf die die Aufnahme als Alademiker verbürgte Unsterblichkeit verzicht leistete, mit heissen Bemühen danach strebt, im Rappelbau am Quai Conti, den Galanterie-Degen an der Seite, geschmückt mit dem palmenverzierten Habit der Akademiker, zum Ergötz aller Spötter den Beweis zu erbringen, daß er keineswegs für conventionelle Ehrenbezeugungen unempfindlich ist; daß jerner Meilhac und Halévy, mit deren Namen die Vorstellung von der leichtgeschätzten Musse verknüpft zu werden pflegt, früher als die „Reformatoren“ des modernen französischen Romans ihre Unsterblichkeit bezeugt erhalten, ebenfalls als Beweis dafür gelten, wie Theater-Erfolge in Frankreich am ehesten zum Ziele führen. Dies gilt allerdings nicht nur von den Theater-Dichtern, sondern auch von den Schauspielern, die oft genug das öffentliche Interesse, abgesehen von ihren künstlerischen Leistungen, in Anspruch nehmen. Man braucht nur an Sarah Bernhardt und den älteren Coquelin, die beide zugleich als Sterne am Himmel der Comédie Française glänzten, zu erinnern. Coquelin kommt aber in einem Aufsatz über die literarische Bewegung in Frankreich nicht mit infos in Betracht, als er selbst beachtenswerthe Aufzeichnungen über seine Kunst: „L'art et le comédien“ und „L'art de dire le monologue“, veröffentlicht hat, sondern auch, weil er mehr als billig den Gegenstand der gegenwärtigen Literatur und zwar nicht bloß der für den Tag bestimmten bildet. Als jüngst die Frage erörtert wurde, ob Coquelin, nachdem er aus wenig künstlerischen Rücksichten von den übrigen Soziatern des Théâtre Français sich getrennt und auf Gastspielreisen dies- und jenseits des Weltmeeres sein Glück verloren hatte, als verlorener Sohn wieder im Hause Molière's Aufnahme finden sollte, erhielt das Für und Wider in der Pariser Presse die Bedeutung einer Haupt- und Staats-Aktion, die schließlich zu Gunsten des, bei allem Chauvinismus auf politischem Gebiete, in künstlerischer Hinsicht fahnenflüchtigen Schauspielers entschieden wurde, sodass Coquelin im Gegensatz zu Sarah Bernhardt wieder dem Théâtre Français angehört.

Wer einigermaßen in die Pariser Couffin-Gesheimnisse eingeweiht ist, wird auch in dem soeben veröffentlichten Werke François Coppée's: „Toute une Jeunesse“ (Paris, bei Alphonse Lemerre) in dem eislen, stets nach dem äußeren Erfolge ausspannenden Schauspieler Jocquelet ohne besondere Schwierigkeit den Freunden Gambetta's, Coquelin, wieder erkennen. Da ich diesem bei öfter wiederholten Besuchen der französischen Hauptstadt vielfache künstlerische Nüsse verdanke, wäre es ungerecht, an seinem Talent zu mälein; vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, verliert Coquelin jedoch in der Darstellung, die ihm François Coppée in seinen Jugend-Erinnerungen zu Theil werden läßt. Daß Coquelin eine, — wie er zum Unterschiede von seinem gleichfalls der Comédie Française angehörenden Bruder Alexandre genannt wird, — mit Jocquelet identisch ist, kann seinem auch nur oberflächlichen Kenner der Pariser Theater-Behältnisse verborgen bleiben. Der schmetternde Klang der Stimme, mit welchem Coppée den Künstler ausstattet, die Schilderung der alten Habitus's der Comédie Française wohlbelauerten Rufe, kurz, die gesamte Darstellung des „physique“ lassen keinen Zweifel darüber bestehen, wer sich hinter dem Pseudonym Jocquelet verbirgt.

François Coppée erweist sich in dem Romane „Toute une Jeunesse“ als ein scharfer Beobachter, der auch nicht davor zurückstellt, durch Selbstironie das Recht zu erlangen, gegen die Anderen seine Satire zu richten. Würde doch sonst der scharfe Ton unangenehm berühren müssen, in dem er seine Freunde und Genossen beurtheilt. Daß der Dichter und der „Held“ des Romans, Amedee Violette, einander sehr nahe stehen, wird in der Widmung des Buches an seinen Freund Déprez ausdrücklich zugestanden.

Bon törichtem Humor und scharfem Sarcastmus erfüllt ist die Scene im Café de Séville, woselbst Violette zuerst, durch Jocquelet eingeschafft, seine Poesien vorträgt. Höchst ergötzlich sind die verschiedenen Typen jugendlicher Dichter, mit denen die Politiker im benachbarten Raum, — sie sind inzwischen unter der Republik zu hohen Stellungen, selbst zu Ministerposten gelangt, — in ausdrücklichster Weise kontrastirt. Jocquelet bestätigt, indem er für den Dichterruhm des Jugendgefährten Stimmung macht, vor Allem sich selbst ein Piedestal zu schaffen.

Am Schlüsse des Romanes erfahren wir dann auch, daß, wie der „Held“ Amedee Violette sein von ihm selbst für einigermaßen problematisch gehaltenes Ziel erreicht hat, Jocquelet, der „grand Cabotin-Errant“, — diese Parallele des „cabotin“ Coquelin mit dem ewigen Juden ist eine der zahlreichen in dem Buche Coppée's enthaltenen Ironien, — seinen Ehrgeiz bestreitet sieht. Bekannt ist, daß Coquelin ebenso wie Sarah Bernhardt nach dem berühmten Mußer des von Hannibal seinem Vater Hamilcar geleisteten Eides: ewigen Hass gegen Rom zu begegnen, dem verhüten Preußen Todfeindschaft geschworen hat. Begiebt sich Coquelin z. B. nach Russland, um dort sein Talent lehren zu lassen und zugleich das französisch-russische Bündniß vorzubereiten, so meidet er das preußische Gebiet, was ihn jedoch nicht verhinderte, unlangst in Hamburg sein schmetterndes Organ vornehmen zu lassen und seine gewissermaßen bereits historische Rose zu zeigen.

Wenige Zeilen genügen dem Verfasser, einzelne Figuren plastisch und lebenswahr zu gestalten. Diese Anschaulichkeit gilt auch von den Naturschilderungen Coppée's, mag er uns einen Herbstan in Mondon bei Paris oder im Garten des Luxembourg-Palastes schildern. Der bestreitende Reiz dieses Gartens zu allen Jahres- und Tageszeiten bleibt den meisten Fremden, welche Paris besuchen, verborgen. Die großen Boulevards und die Champs-Elysées, der Tuilerien-Garten, die Place de la Concorde und das Bois de Boulogne über auf die meisten Fremden ihre durch Wädeler verbürgte Anziehungskraft aus. Der Luxembourg-Garten im Quartier Latin wird allenfalls nach einer Besichtigung des Musée du Luxembourg ganz stückig durchstreift. Wer jedoch, wie der Schreiber dieser Zeilen, zuerst als junger Student viele Monate hindurch und dann im Laufe der Jahre stets von Neuem am linken Seine-Ufer heimisch war, weiß die Kleize, die Poësie des in der unmittelbaren Nähe des zweiten Théâtre Français, des Odéon, befindlichen Gartens erst in vollem Maße zu schätzen. Allerdings ist auch der Luxembourg-Garten nicht mehr so lauschig wie vor seiner Verstümmelung unter der Regierung Napoleons III., allein wir können uns dort noch am ehesten, wenige hundert Schritte vom Bogen und Treiben der französischen Hauptstadt entfernt, in ländliche Einsamkeit zurückzutrauen oder in jene Zeit, da Henry Murger, der Verfasser der „Scènes de la vie de Bohème“, mit seiner Angebeteten in den schattigen Laubgängen des Gartens wandelnd, als junger Dichter mit Stolz den freundsschaftlichen Gruß Victor Hugo's entgegennahmen durfte. Victor Hugo gehört allerdings in Paris jetzt beinahe zu den verschollenen Großen. Unter der Romantik abholdes naturalistischen Zeitalters hat andere Götter und Helden, und wir dürfen deshalb im Hinblick auf die Fortentwicklung aller menschlichen Einrichtungen nicht rechnen.

Nur das Lachen und den Frohsinn wollen wir uns nicht völlig verkümmern lassen. Versichern daher die Naturalisten und Pessimisten, daß Alles etiol ist, so muß dies auch von ihrer einseitigen, farbenblind Welt- und Lebensanschauung gelten. Nach der ersten Arbeit des Tages wollen wir, dann und wann wenigstens, den Auspruch des alten gallischen Spötters François Rabelais gelten lassen, der beim Anblick der Verträubnis, die uns langsam aufzehrt, für besser hält, von Lachen als von Thränen zu schreiben; ist doch das Lachen die Eigenthümlichkeit des Menschen!

*Voyant le déuil, qui vous mine et consomme,
Mieux est de ris, que de larmes essrire:
Pour ce que rire est le propre de l'homme.*

Diese Wahrheit beherrschte unter den modernen französischen Romanciers und Alphonse Daudet in erster Reihe. Wer vermöchte die wunderbaren Abenteuer Tartarin's aus Tarascon zu lesen, ohne sein Zwerchfell auf's Angenehme erschüttern zu fühlen! Noch sympathischer wird uns der edle Held von Tarascon in „Tartarin sur les Alpes“, einem Buche, das nicht blos jeden Besucher der Schweiz, sondern auch alle Freunde echten Humors und harmloser Satire in die fröhliche Stimmung versetzen muß. Wer die, trotz ihrem wohlfreien Preise mit bewundernswertem Geschmacke hergestellte illustrierte Ausgabe dieses Buches in die Sommerferie minnimmt, wird auch an Regentagen gern mit dem „Erbeinde“ Tartarin in den Alpen umherwandern. Das Kapitel, in welchem die „Wahrheit über Wilhelm Tell“ und die daraus für den zeitgenössischen „Helden“ sich ergebende Enttäuschung berichtet wird, muß logar den hartnäckigsten Pessimisten überzeugen, daß das Lachen im Hause der Natur ebenfalls seine volle Berechtigung hat. Allerdings erweist sich auch Tartarin melancholischen Anwandlungen zugänglich, da er sich im Hinblick auf seinen „Kollegen“ Wilhelm Tell nicht verbergen darf, wie es ihm selbst beschieden sein könnte, daß spätere Jahrhunderte ihn, den Helden von Tarascon, als ein Fabelwesen, seine glorreichen Thaten in Afrika, sowie in den Alpen als Mythen betrachten. So ist unser „Heros Tarasconnais“ mit Recht bemüht, derartigen Berücksichtigungen von Seiten späterer Jahrhunderte vorzubürgen, indem er mit der Lebhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Südfranzosen seine seltsamen Abenteuer aufzeichnet. Wenn nur Bompard, sein provencalischer Landsmann, nicht wäre, den er zufällig im Hotel unweit der Telsplatte trifft! Wie skeptisch ist der den ritterlichen Vornamen Gonzague führende Bompard, sobald er sich mit unserem Tartarin unterhält; weiß er doch ganz genau, daß die gesamte Schweiz nur noch ein vom Juni bis zum September geöffneter großer Kursaal, ein Kasino ist, wohin die Leute aus allen Theilen der Erde zusammenströmen, um sich von einer, über viele Millarden verfügenden Gesellschaft ausbeuten zu lassen! Seen und Gletscher, Berge und Wälder, Wasserkäufe und Schneefelder werden durch ein Heer von Beamten für die Fremden herausgeputzt, wie Bompard versichert, und Tartarin, der sich an seine Erlebnisse auf dem Rigi erinnert, gern glaubt. „Aber Sie haben noch nichts gesehen“, bemerkt Bompard, „kommen Sie nur erst ein wenig weiter im Lande, so werden Sie keinen Winde finden, der nicht wie das Podium eines Opernhauses mit allerlei Maschinen zu Verwandlungen verfügen wäre; Wasserräder, die a giorno beleuchtet sind, Drehkreuze für den Eintritt zu Gletschern, sowie ferner für die Bergbesteigungen eine Menge hydraulischer oder mit Drahtseil versehener Eisenbahnen. Im Hinblick auf ihre Kundschaft englischer und amerikanischer Reiter erhält die Gesellschaft jedoch einigen berühmten Alpen: der Jungfrau, dem Mönch, dem Finsteraarhorn ihr gefährliches, wildes Aussehen, obgleich in Wirklichkeit dort nicht größere Gefahren vorhanden sind, als anderwärts.“ — Als Tartarin schüchtern erwidert: „Nedoch, Liebster, die Gletscherpaläte, diese furchtlichen Gletscherpaläte... Wenn man hineinfällt?“ lautet die zuversichtliche Antwort: „Dann fällt man auf den Schnee, Herr Tartarin, und fügt sich nicht das geringste Leid zu; ganz unten befindet sich stets ein Vortier, ein Jäger, kurz irgend Jemand, der Sie aufhebt, Sie abbürstet, Sie schüttelt und in liebens-

würdiger Weise fragt: „Der Herr hat kein Gepäck?“ Es kann nicht überraschen, daß Tartarin, nachdem er so „sachgemäß“ vorbereitet ist, die seltsamsten Abenteuer erfährt; zum Überraschungstriß trifft er noch mit russischen Nihilisten zusammen. Immer aber berichtet die note gie, ausgelassene Fröhlichkeit und harmlose Ironie vor. In den langweiligsten Hotels beim anhaltenden Regenwetter weiß Tartarin die sprödesten Elemente lustig zu stimmen; ja, es bedarf nur des Erscheinens einiger Musikanter mit ihren wenig harmonischen Instrumenten, so bringt unser Held aus Tarascon die ganze Gesellschaft zum Tanzen. Selbst das ernste Mitglied der Académie Française, Astier-Réhu kann sich dem magischen Zauber nicht entziehen. So gönnen wir unserem Freunde Tartarin, dem in Tarascon wegen seines Wagemuthes bereits Todgesagten, von Herzen die fröhliche Heimkehr und die Wiedereinsetzung in alle Ehren als erster Präsident des Alpenclubs seiner Heimatstadt. Die Enschlossenheit, mit der er sein Abenteuer in der Schweiz bestand, nachdem sein Ruhm in Tarascon in Folge längerer Unhärtigkeit einigermaßen verblaßt war, findet endlich ebenso reichen wie wohlverdienten Lohn.

Der oben genannte steife Akademiker Astier-Réhu ist der traurige Held des ebenfalls in einer vortrefflichen illustrierten Ausgabe vorliegenden Romans „L'Immortal“ (Paris, Alph. Lemire). Eine scharfe Satire gegen die Académie Française, althetet dieses Buch nicht die Fröhlichkeit der Abenteuer Tartarin's. Alphonse Daudet knüpft als echter Realist oftmals an wirkliche Erlebnisse an, in deren Mittelpunkt er Figuren von Fleisch und Blut rückt. So wird in der Schilderung des Akademikers Astier-Réhu trotz aller Abweichungen von der Wirklichkeit die Erinnerung an den Malematier und Physiker Michel Chales lebendig, der, ein ausgezeichnete Nachgelehrter, beim Anlaufe angeblicher Autographen sich auf's gräßlichste mystifizieren ließ. Es ist ein tragisches Gelehrtenloos, welches Daudet im Rahmen eines mit vollendetem Aufzählerischen entworfenen Pariser Sittengemüdes darstellt. Im Roman „L'Immortal“ legt der Verfasser vollgütiges Zeugnis ab, daß er, ohne sich unfünftlerischer Effecte zu bedienen, das menschliche Herz auch zu ergreifen und zu rühren im Stande ist. Theilt Alphonse Daudet uns im Roman „L'Immortal“ das düstere Schicksal des Akademikers Astier-Réhu mit, den wir bereits in „Tartarin sur les Alpes“ kennen lernten, so würde uns doch weit mehr interessieren, in authentischer Weise zu erfahren, was aus unserem Tartarin, diesem Urbilde eines, vor seiner lächerlichen Liebtreebung zurücktretenden Südfranzosen, geworden ist. So können wir denn auch den Leserinnen dieser Blätter die erfreuliche Mittheilung machen, daß Tartarin demnächst in einem neuen Roman Daudet's: „Port-Tarascon“ figuriren wird. In der Vorrede des noch in diesem Jahre erscheinenden Buches wird der Verfasser scherhaft berichten, wie er eines Tages mit seinem Freunde, dem neuprovencalischen Dichter Mistral, Tarascon besuchte, die Stadt aber völlig ausgetrieben fand, weil Tartarin auf das Anstalten eines Belgiers die gesammelte Einwohnerschaft veranlaßt hatte, mit ihm zur Begründung einer Kolonie weithin über's Meer zu ziehen. Mußte es doch den Ehrengut unseres Helden, des Löwentöters und fühnen Bergsteigers, reizen, daß er in der von dem Belgier mit den glänzendsten, verlockendsten Farben gezeichneten Gegend sich als Colonistat großer Stiles bewährten sollte. Die guten Einwohner von Tarascon vertrauten den phantastischen Verheißungen ihres Bürgers und zogen mit ihm über das Meer, um dann bei dem Wilden in dem von ihnen Port-Tarascon genannten Oze zu landen und sogleich dem bittersten Elend preisgegeben zu werden. Der Kontrast zwischen dem betrügerischen Nordländer und dem, trotz seiner „Forsanterie“ im Grunde ehrlichen Südfranzosen soll in dem Roman zur charakteristischen Darstellung gelangen, wobei hervorgehoben zu werden verdient, daß vor Jahren die Angelegenheit von Port-Bretton vor den Gerichten zur Verhandlung gelangte, in welcher ähnliche Schwindleien, wie die von dem Belgier des Romans angezeigte, zur Aburtheilung gelangten. Wie Tartarin seine, zum Tode betrübten, in ihrer ganzen Existenz beinahe vernichteten Landsleute wieder aufstrichtet, indem er eine jener, in der Provence über Alles geschätzten soupes à l'ail anfertigt, wie ganz Tarascon beim Anstehen des heimathlichen Parfüms sich wieder aufstricht, lacht, froh plaudert, singt, kurz die alte Lebensfreudigkeit von Neuem gewinnt, auf's Schiff steigt und nach Tarascon zurückkehrt — diese Schilderung soll einen der Glanzpunkte des neuen Romans bilden. Nachdem Tartarin in der Wüste, sowie in den Alpen sich bewährt hat, werden wir uns gern auch seiner Führung über das Meer anvertrauen. Hoffen wir vor Ailem, daß Alphonse Daudet in seinem neuen Roman in vollem Maße der von seinem großen Vorgänger François Rabelais erwiesenen Wahrheit eingedenkt bleibt, und daß Lachen die Eigenthümlichkeit des Menschen ist, — „que rire est le propre de l'homme.“

Nachdruck verboten.

Aus Frauen-Werkstätten.

Skizzenblätter von Elise Polto.

II.*

Sa in unseren Tagen die Notwendigkeit und Bedeutung der Frauenarbeit in ihrer mannigfaltigen Ausdehnung immer und immer wieder der Gegenstand zahlreicher Debatten und Erörterungen, mündlicher wie schriftlicher, geworben, und einstweilen bleiben wird und muß, so dürfte der Versuch einer kleinen Umschau in den Anfängen und der Entwicklung der Frauenarbeit, der sich an den Artikel über die „Werkstätten der Bildhauerinnen“ schließen soll, nicht ohne Interesse sein. Wir müssen jenen Frauenstecher längst verschollener Tage bewundern lernen, gleichviel, ob sich die Arbeit der Frauenhände lohnend weiter entwickelt, als ein Samenkorn, bestimmt, fort und fort die reichsten Früchte zu tragen, oder ob sie nur austaut, um wieder zu verschwinden — wenn der Faden gleichsam abriß, und das begonnene Gewebe nie weiter geführt wurde, und der Webstuhl plötzlich stillstand. So manchen Erwerbszweig ließ man im Laufe der Zeiten fallen, den jetzt wiederum aufzunehmen wohl der Mühe werth sein dürfte. Wenn nun im ersten Artikel von den Werkstätten der in geringem Maße vertretenen bildenden Frauen die Rede war, deren zarte Hände den Meißel und Griffel energisch zu führen wußten, so erschließen sich heute andere Werkstätten vor unseren Augen, in denen mehr wirk-

liche Frauenarbeit aufblüht, nämlich die Bildnerei in Stoffen aller Art und die Nachahmung der Natur — die Malerei. Wohl zu allen Zeiten und von allen Völkern wurden die Blumen, als zum Schmuck der häuslichen Feste gehörig, hochgehalten und verwendet, kein Cultus ist zu denken ohne Blumenopfer, keine Freude und kein Schmerz des menschlichen Daseins ohne Kranz und Strauß. Man sagt, daß die Frauen der Südsee, Indiens und Südamerika's meisterhaft frische Blumen, Laub und Gräser zu binden und zu winden verstecken, und der Selam der Mohamedanerinnen und des chinesischen Orientis soll ein Wunder von farbenberauschender Schönheit sein. Im alten Griechenland beschäftigten sich unzählige Frauenhände im Dienst der Göttertempel und des Hauses mit der Zusammensetzung von herrlichen Gewinden und Opferpenden, und die Kommate der Frauen des Mittelalters sind durchaus von frischem Grün und Blüthen zu Kränzen für den heimkehrenden Burgherrn. Keinerlei Turnier ohne Blumen, und die Minnehöfe zur Zeit der Troubadours und ihrer schönen Damen erscheinen wie mit Rosenblättern bestreut. — Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert trugen Männer wie Frauen mit Vorliebe Blumenkränze, und da griff man denn zuerst in Italien nach Stoffen, um den so rasch verwelkenden Blüthen eine längere Dauer zu verschaffen. Batist, Katun, Papier, Bergament, Seidencocoons, später auch Glas, Porzellan, Wachs und Metall wurden zu Hülle genommen, um Blumen erneut zu lassen. Den Blumen folgte die Nachahmung von Früchten in Stoffen wie in Wachs, und dann kostete wohl zuerst die hochbegabte und gelehrte Anna Maria Schurmann (geb. 1604, gest. 1678) kleine farbige Portraits in Wachs. Gar mancher Frauennamen glänzt in eben diesem, leider verloren gegangenen Zweige der Kunst fleißiger Frauennamen, wie z. B. Anna Maria Pfeindt, um 1650. Die Füge fast aller Fürsten und Fürstinnen ihrer Zeit wurden von ihrer Künstlerin in meisterhafter Weise festgehalten, und in vielen Museen des In- und Auslandes findet man noch wahre kleine Wunderwerke von ihr und ihrer späteren Collegin Elisabeth Schindel aus Leipzig (1705). Auch die schwierige Kunst, Edelsteine zu schneiden, wurde vielfach von Frauen in Italien, Frankreich und Deutschland geübt, vornehmlich von einer Nürnbergerin, Susanna Maria Dorisch, geboren 1701, und von Charlotte Schild. Auch eine hohe Frau lieferte ausgezeichnete Arbeiten in Cameen und Medaillen, Maria Theodorowina, die Mutter des Kaiser Alexander I. und Nicolaus I. —

Die Bildnerei vermittelte Fäden, die Weberei und Stickerei ist uralt; auf den ägyptischen Wandgemälden, sowie den altägyptischen Bildertafeln erscheinen Frauengestalten am Webstuhl. Die wundige Penelopeia webt ihr Gewand „mit Thränen“ am Tage und löst die gewonnenen Fäden wiederum in der Stille der Nacht, um die Freier hinzuhalten bis zur ersehnten Rückkehr des Odysseus. Die edlen Griechinnen, ebenso die italienischen Römerinnen webten die Stoffe ihrer Gewänder selbst, und die deutschen Frauen „die schimmernde Wolle, das schneige Leinen.“

Warum Männerhände die Arbeit der herrlichen Gebilde der Schmuckhals übernahmen, und die berühmten Gobelins ebenfalls von ihnen gefertigt wurden, so z. B. die Gewebe von Mossul, die Tapeten und Teppiche von Arcas und die unvergleichlichen Gobelins von Paris, ist mir rätselhaft. Warum durfte dies keine Frauenarbeit sein? — Die Stickerei dagegen ist die unbestritten älteste und weitverbreitete Domäne der Geschlechter, unermüdlichen Frauennähen, und ihre Werkstätten finden wir in den Königsäpalästen, wie in den stillen, geweihten Klosterräumen. Zunächst war wohl die Ausbildung der Gewandnäher aller Art das Ziel, sowie der Wohnräume, dann später der Altäre der Kirchen, die Verzierung der Festäle und Prunkgemächer zuerst in Form von Teppichen und Decken, dann durch Nachbildungen berühmter Gemälde. Die Weberei in Assyrien und Babylonien stand bereits auf hoher Stufe. Die Gewänder der Frauen von Babylon waren weit und breit berühmt, sowohl der Farben als Muster wegen, und wurden hoch bezahlt in allen Landen; ebenso die Gewebe der Meder, die persischen Teppiche, die Wundergespinste von Kaschmir und Bagdad.

Unter den Stickernnen der verschiedenen Zeiten und Völker finden sich vornehmlich Namen: Spinnen, Weben, Sticken waren und blieben Jahrhunderte lang die Beschäftigungen der edelsten Frauen. Es liegt sich wie ein Märchen, daß Guideric die Gedichte der Vorfahren Siegfrieds in ein Gewand zu weben verstand, Brünhild die kostbarsten Säume zu sticken wußte, und der Kunsthistoriker Gehr erzählt in seinem Buche von den Frauen in der Kunstgeschichte von dem Wunderwerk einer um 1240 gestickten Haube, auf der die Eroberung Troja's und die Heldenhaten König Karl's und seiner Gefährten Roland, Turpin und Oliver dargestellt worden waren. — Wehzänder und Mäntel und Kleider stichten und verzieren, oft mit Perlen und Edelsteinen, die Gemahlin Hugo Capels, die Äbtissin Mathilde, die Kaiserin Kunigunde, Mathilde, Tochter des Grafen von Flandern, englische Prinzessinnen und französische Edeldamen.

Die jährligen Frauen galten nach dem öffentlichen Zeugniß des Bischofs Adelhelm als besonders geschickt und fleißig in der Kunst der Stickerei in Leinen und bunten Fäden. Aus den Frauenschlössern gelangten wahre Schätze an derartigen Arbeiten in die Welt. Die Stickereien einer Patrizierin aus Mailand, Catarina Canioni, um 1560, konnte man für Malereien halten, und obendrein waren sie auf beiden Seiten von gleicher Schönheit. Auch werden im Mailänder Dom kostbare Stickereien einer vornehmnen Bologneserin, Antonia Bellegri, aufbewahrt, die 1625 noch lebte. Eine Jüdin in Venedig, Grazia genannt, soll besonders wundervolle Blumen und Fruchtstücke gestickt haben. Auch die Tochter des Königs Christian IV. von Dänemark, nachherige Gräfin Ulrich, eine eben so schöne, als edle und geistvolle Frau, hat kunstvolle Nadelarbeiten, aber auch Malereien gefertigt, ebenso die gelehrt Margaretha Godewich.

Die Kunst des Ausschneidens mit der Schere wurde vielfach in Frankreich, Holland und Deutschland geübt; eine der bedeutendsten Künstlerinnen in diesem eigenartigen Fach war Anna Rose in Leyden. Aber man schneidet damals von weißem Papier die kleinen Portraits, Landschaften und Thiergruppen aus und klebt sie auf schwarzen Grund. Bei der späteren Silhouette verfuhr man umgekehrt. Eine der geschicktesten Ausschneidekünstlerinnen neuester Zeit, deren Arbeiten hochpoetisch sind, ist Fräulein Clara von Dinklage. Ihre stillen Werkstätten liegen in einem glücklichen Heim auf Campe in Ostfriesland; sie ist die jüngste Schwester der bekannten Schriftstellerin Emmy von Dinklage. —

Die Reihe der Namen der malenden Frauen ist lang bis zur Stunde; der enge Rahmen dieser kleinen Skizze gestattet nur wenige zu nennen. — Anfangs beschreitete sich die Thätigkeit der malenden Frauennähe nur auf Ausschmückung

der Manuskripte mit Miniaturen, sowie später der frommen Bücher überhaupt. Diese stillen, fleißigen Arbeiterinnen lebten meist hinter Klostermauern. Die erste berühmte weibliche Werkstatt, in der eine Frau herrschte, war die der Niederländerin Margaretha van Eyk, die Schwester des gesegneten Brüderpaars Hubert und Jan van Eyk in Gent. Während die Entwicklungen der Brüder die Technik der Ölfmalerei, — und ihre großartigen und von wahrer Freimüdigkeit durchdringenden Schöpfungen eine Welt in Aufregung versetzten, schuf der Pinsel der Schwester die schönsten und zartesten Miniaturen zu Dreyer's geistlichen Manuskripten. Eine nicht minder bedeutende Miniaturmalerin scheint die Kartäusernonne Margaretha in Nürnberg gewesen zu sein (1459—1470), von der man erzählt, daß sie acht Totenbände geistlicher Gesänge in gotischen Buchstaben niedergeschrieben und mit Miniaturbildern verziert hat. Die Stadtbibliothek Nürnbergs bewahrt noch einige Bände.

Von Frauennähen in Italien sind wohl die ersten Tafelbilder ausgeführt worden. In der Kapelle des Klosters des heiligen Franziskus Ripa zeigt man ein Bildnis des San Franziskus von Assisi, als dessen Schöpferin man Jacobaa Seite Soli nennt. Die Schülerin Dolmajo's, Catarina Rigni in Bologna, geboren 1415, war die erste wirklich bedeutende Malerin Italiens. Eine Darstellung der heiligen Ursula und ein Jesuskind von wunderbarem Ausdruck erregten den Enthusiasmus ihrer Zeitgenossen. Eine kriegerische Künstlerin, die vorzüglich geschickt in Wandgemälden sich zeigte, Onorato Rodiano aus Cremona, erfaßt einen leden Höfling, der etwas stürmisch um ihre Gunst zu werben versuchte, eut sich dann aus ihrer Vaterstadt, trat in Wasserdienste und starb 1452 in einem Gefecht.

Es ist zu betonen, daß in den Fächern der Historien- und Landschaftsmalerei keine Künstlerin früherer Zeiten sich hervorgethan hat oder irgend eine selbständige, Epoche machende Bahn eingeschlagen. Dagegen sind nach und nach viele Meisterinnen auf den Gebieten des Porträts entstanden, sowie in dem Reiche der Blumen, Früchte, Insekten, ausgezeichnete Copistinnen und gewissenhaftie Nachbildnerinnen von Alterthümern. Miniaturcopien von wahrhaft staunenswerther Zartheit und Treue nach den Schwämmen Tiepolo's, den sie „il Beato“ nennen, hat die Äbtissin des Katharinenklosters in Florenz gefertigt. Unter den bekanntesten Malerinnen Italiens ragt die schöne, so früh an Gott verstorbene Irene von Spilemberg hervor, die letzte Liebe des großen Tizian, — und neben ihr jene seltsame Frau, die mit geschlossenen Augen Heiligenbilder gemalt haben soll, Magdalena Pazzi.

Unter den Frauen germanischen Ursprungs zeichneten sich vornehmlich in den Niederlanden, im sechzehnten Jahrhundert, Miniaturmalerinnen im Portrait aus, und es wäre zu wünschen, daß diese besonders für Frauen- und Kinderköpfe so graziose Kunst in unseren Tagen wieder ihre Auferstehung feierte. Großen Ruhm erwarben sich z. B. Anna Saphers in Antwerpen, Katharina von Hempen und Anna Simmers aus Gent, Matrien des Bildhauers Heers. Von ihr bewahrt man aus dem Jahre 1660 ein kleines Kunststück auf: das Gemälde einer Windmühle mit Flügeln, nebst dem Müller mit Sack, Bier, Karren und Leuten, alles auf einem Raum, nicht größer als eine Bohn.

Lavinia Tiepolo wird als die Miniaturmalerin der Königin Elisabeth von England genannt. — Von nun an werden die Werkstätten der Malerinnen immer zahlreicher. Lavinia Fontana wird viel bewundert in Rom, als Malerin von Heiligenbildern sowohl, als von höchst charakteristischen Porträts. Der Papst Gregor ernannte sie zu seiner Hofmalerin, und die vornehmen Nörrerinnen drängten sich, von ihr gemalt zu werden. Ein heller Nimbus umleuchtet den Namen Elisabeth Sirani, deren Vorbild Guido Reni war. In ihrer Werkstatt entstand das größte Bild, das je eine Frauennähe ausgeführt: eine Taufe Christi, jetzt in der Katharinen zu Bologna befindlich. Das reine Leben und die große Schönheit dieser Künstlerin erlösch früh. Elisabeth Sirani starb 1665 an Gicht, das ihr, der Sage nach, ein neidischer Kunstgenosse reichte. Auch Carlo Dolce's Tochter war eine bedeutende Malerin aus der Schule von Bologna. — Gar manche namhafte Frauennäherwerke erschließen sich in Neapel, z. B. die der reizenden Amella Beltrano, die von ihrem Gatten in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht vor der Staffelei erstickte wurde. Dort lebte auch die hochgefeierte Dichterin, Gelehrte und Musikerin Anna Maria Adonia, die 1700 aus Gram über den Verlust ihres Sohnes den Pinsel aus der Hand legte und starb. Eine vornehme Miniaturmalerin war Giovanna Garzoni, die als reiche Frau in Rom in hohem Alter erst ihre Werkstatt schloß und die Malerasademie San Luca zur Erbin ihres Vermögens einsetzte.

In Venedig erregte seine Malerin größeres Aufsehen und genoss ungetheilte Bewunderung als die Freundin der berühmten Sängerin Faustina Hasse und des gesegneten Canaleto, Rosalia Carrera. Sie war ebenso groß als Miniaturmalerin, als im Postell. Die Dresdener Gallerie allein besitzt hundertfünzig Gemälde ihrer fleißigen Hände, unter ihnen meisterhafte Porträts von Hasse und seiner Gemahlin.

Das Licht ihrer Augen erlosch aber infolge ihrer unermüdlichen Thätigkeit und bald darauf auch, 1757, ihr vielbewegtes Künstlerleben.

Eine Blumenmalerin hochpoetischer Art muß wohl die junge Silvia in Turin (1760) gewesen sein; eine von einem Sonnenstrahl beleuchtete Blumengruppe vereiste alle Besucher in Einzügen, trotz der Einfachheit der Anordnung, nur durch die Wärme des Colorits, die Treue der Zeichnung und den Zauber des Lichts. — Die eiserne, unbarmherzige Hand der französischen Revolution zerdrückte indessen bald die zarten Blüthen der Kunst: die Frauennäherwerke schlossen sich wie Blumen, die ein Frostschau trafen.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Im Thiergarten zu Berlin. Von E. Henseler. Siehe die Abbildung. Seite 117. — So stolz, wie Wien auf seinen Prater und Paris auf sein Bois de Boulogne, ist Berlin auf seinen Thiergarten. Der Name paßt freilich nicht mehr so recht. Die einzigen Thiere, die diesen „Thiergarten“ bevölkern, sind zahlreiche Scharen besiedelter Sänger, die vom Morgen bis zum Abend in den Zweigen zwischen und jubiliert und sich zur Winterszeit, wenn Eiskrystalle und Schnee ihren lustigen Aufenthalt durchdringen, auf den ihnen

¹⁾ Siehe Artikel I in Heft 6 dieses Jahrganges.

bereiteten Futterplättchen ihre Krummen und Körnlein suchen. Hin und wieder gleitet wohl auch einmal ein Eichhörnchen blithschnell am Baumstamm empor und blinzelt mit glänzenden Auglein umher, oder ein verirrter Hase jagt schen über die Wege. — das ist die Thierwelt des Berliner Thiergartens! Aber wie wunderlich sind nicht diese schattigen Parkanlagen, die sich hier zu weiten Wiesenflächen und dort zu sunnstreich gepflegten Blumen-Parterres öffnen, die von Marmorgruppen und Statuen belebt sind, und in denen sich schwärmende Weiber ausdehnen, in welchen Schwärme von Goldfischen leben und Schwäne ihre Kreise ziehen? Auch in sanitärer Beziehung ist der Thiergarten, die „Lunge Berlin's“, nicht zu unterschlagen; unter seinem grünen Dache findet der staubgeplagte Großstädter Kühlung, Frische und stärkenden Ozon.

Die preußischen Könige haben den Thiergarten stets ganz besonders geliebt und ihm eine liebevolle Pflege angeheben lassen. Hier steht Schloss Bellevue, die Residenz der Königin Dorothee, hier wurden Friedrich Wilhelm dem Gerechten und der unvergleichlichen Königin Louise Standbilder errichtet. Kaiser Wilhelm I. fuhr fast täglich im Thiergarten spazieren, und der frante Kaiser Friedrich zeigte sich noch in seinen leichten Leibdenotagen unter den Buchen und Ulmen dem trauernden Volle. Auch Kaiser Wilhelm II. ist mit seiner Gemahlin ein häufiger Besucher des Thiergartens. Die hohen Herrschäften pflegen ihren Wagen an einem der Fahrwege halten zu lassen und zu Fuß die vom Publicum belebten Pfade hinab zu promeniren. Die Henselerische Zeichnung stellt einen solchen Morgenpaziergang des Kaiserpaars dar. Wer sich für den Verfertiger des hübschen Bildes interessirt, dem können wir auch verrathen, daß er sich in dem, neben der Dame rechts stehenden, vollbürtigen Herrn selbst porträtiert hat.



Nachdruck verboten.

Zweitmäßiges Spazierengehen. — Zu den täglichen, gebietserischen Bedürfnissen des modernen Culturmenschen gehört unstrittig der Spaziergang. Es ist ihm nothwendig wie das „liebe Brod“, ja, dem in der Treimühle des Berufes abgehenden Geistesarbeiter zeitweise noch nothwendiger. Und doch ist der Gebrauch des Spaziergehens neuen Datums, und reicht wohl kaum ein halbes Jahrhundert hinauf. Erfunden hat es Niemand, — oder alle Welt? Da sich die Nothwendigkeit herausstellte, der geistigen Erholung durch eine gefundene physische Erholung ein wirkames Gegengewicht zu verschaffen, bildete sich die Gewohnheit des täglichen Spaziergehens von selbst heraus. Und weil die Geistesbildung fortschreitend eine höhere und namentlich allgemeinere wurde, nahm auch die Zahl der Spaziergänger immer mehr zu.

Regelmäßiges Spazierengehen, wie es heutzutage von der Geundheitspflege gefordert wird, kannte man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr wenig. Auch wäre Umgroßmutter schwerlich geneigt gewesen, es bei ihren Töchtern und weiblichen Pflegebefohlenen gelten zu lassen. „Frauenzimmer sind Frauenzimmer und gehören darum in's Haus und nimmer mehr auf die Gasse!“ galt als feststehender Grundsatz. Dem Kinde boten Hof und Garten und die weitläufigen Räumlichkeiten des großen, fast immer allein bewohnten Hauses eine mäßige Freiheit zur Ausübung eines Spiels unter elterlicher Aufsicht. Die heranwachsende Jungfrau aber schaffte bereits im Hause treppauf und treppab.

Wie anders bei uns! Die räumlichen Wohnungsverhältnisse auch bei der bestürmten Minderheit sind vollständig verwandelt. Das große, stillle, altväterische Haus ist jetzt ein lauter, surrender Bienenstock geworden, in welchem die hundert Zellen und Zellen bis auf die letzten besetzt sind. Von passenden Orten zu lustigen Bewegungsspielen der Kinder ist nur selten ein Rest geblieben. Und der Spinnraden der Jungfrau ist der Nähmaschine gewichen, — äußerlich Geschwisterkinder, sind sie doch sehr verschieden an Temperament: der Spinnraden beruhigend, wie sanfter Gefang, die Nähmaschine angreifend und nervenaufregend. Auch das „Frauenzimmer“ ist gebietischer auf die Straße hinausgewichen, um die verbrauchte mangelnde Nervenkraft zu ersezten.

Wie nun trägt man dem Bedürfniss nach Lust, Licht und Bewegung am rationellsten Rechnung?

Wenn die kurze Zeit der jetzt gebräuchlichen Sommerfrische vorüber, ist für den Großstädter gewöhnlich auch der Lustgenuss und die gesunde körperliche Bewegung vorbei. Was er unter den gewöhnlichen Umständen davon noch zu kosten bekommt, verdient kaum den Namen. Energisch gegen solche Einrichtung zu wirken ist natürlich zuerst Sache des Arztes. Doch thut er es selten mit wirklichem Erfolge. Denn nicht nur die localen Umstände und Verhältnisse, sondern vielmehr Gewohnheit und Bequemlichkeit sind seine unüberwindlichen Gegner.

Bei der gebräuchlichen Tageseintheilung wird das Spazierengehen gewöhnlich hinausgeschoben oder vergessen. Aber feineswegs aus den von der Umgroßmama adoptirten Gründen, und meist ebensoviel aus Mangel an Zeit, als vielmehr aus Genugtuung und Schlaflucht. Jedes andere mögliche Vergnügen wird dem nothwendigen Vergnügen des Spaziergehens vorange stellt, selbst wenn es längst aufgehört hat, Geist und Herz zu erfrischen, also kein Vergnügen mehr ist. Und doch gibt es sicherlich kein besseres Gegengewicht, um in der eigentlichen Gesellschaftssaison lampfähig, ausdauernd und brachbar zu bleiben, als ein regelmäßiges, consequentes Spazierengehen, welches der geistigen Erholung die normale physische zugefüllt und hierdurch der durch Nervenüberreizung hervorgerufenen, unausbleiblichen Schlaflosigkeit begegnet. Wer es irgend haben kann, sollte morgens früh schon gehen, im Sommer früher, im Winter natürlich später, jederzeit aber bei noch nie am Horizont stehender Sonne. Denn es bleibt unzweifelhaft, daß das Gehen bei hochstehender Sonne weniger erfrischt und stärkt. Wem es möglich ist, im Winter zur Mittagszeit zu fahren, und im Sommer im grünenden Schatten zu führen, wird sich besser befinden. Nun gibt es aber auch besonders zarte und reizbare NATUREN, welche unter ausgesprochenen, nervösen Morgenstimmungen leiden, die auch gewöhnlich vor vorübergehender, aber großer körperlicher Schwäche begleitet sind. Solcher augenblicklichen Schwäche zu trocken ist nicht ratsam, geistige und körperliche Ruhe bleiben dann einzige das wirkliche Bedürfniss. Erst die vorschreitenden Tagesstunden und kräftige Nahrung geben solchen NATUREN die Nervenkraft zurück und lassen sie im eigentlichen Sinne ausleben. Überhaupt ist Nervenleiden-

den am Morgen jederzeit Ruhe anzurathen, der Nachmittag wird sie dann ganz von selbst kräftiger und elastischer finden. Für solche NATUREN sind die späteren Nachmittagsstunden zum Spazierengehen die geeignesten. Wie man am Morgen ihrer Schwäche verständnisvoll nachgegeben hat, so sollte man aber jetzt mit Energie auf körperliche Bewegung dringen.

Ich glaube, die vollkommenste Promenade-Toilette ist noch nicht erfunden worden! Sie müsste weit mehr zweigemäß als modegemäß sein, und sich eng an den englischen Gebrauch (ich sage abschließlich nicht Geschmack!) anschließen, aber doch unserem Klima mehr Rechnung tragen. Das gleichmäßige englische Klima erlaubt den Damen fast jederzeit, im hübschen, dauerhaften Händeleide auszugehen, höchstens eine Boa oder einen Shawl um den Hals geschlungen. Wir brauchen einen praktischen Anzug, der uns vor gelegentlichen Unbillen der Witterung schützt, dabei aber doch leicht und bequem ist.

Ob es vorzuziehen ist, allein oder in Gesellschaft spazieren zu gehen, ist schwer zu entscheiden und richtet sich einzigt und allein nach dem Bildungsgrade und der Individualität des Spaziergängers. Gelehrte, besonders Philosophen, pflegen gern allein zu gehen, und thun es auch unbedacht des Erfolges. Ihre Gedanken und Betrachtungen sind ihnen Gesellschaft genug und lassen sie andere Begleitung schwerlich vermissen. Sicherlich würde aber ein entsprechender Gedankenauftausch mit einem Geistesverwandten auch für vorzuziehen sein und sie einer drohenden Einsamkeit entziehen. Ganz anders ist es aber noch mit uns gewöhnlichen Sierlichen. Für uns ist es weit besser und schöner, eine liebe Gesellschaft neben uns zu haben, welche sicherlich auch die erfrischende Wirkung der Promenade erhöht. Bei angedeutetem, besonders heiterem Gespräch circuliert sofort das Blut lebhafter, eine angenehme Wärme durchstrahlt den Körper und erzeugt ein höheres Wohlbefinden. Wir können in guter Gesellschaft viel weiter wandern, ohne Ermüdung, als allein. Das gewohnheitsmäßige, einsame Spazierengehen des Hypochonders und Pessimisten führt lediglich zu einer automatischen Bewegung der Füße herab und hört auf, eine eigentliche gesundheitsfördernde Körperbewegung zu sein. Klamentlich das Spazierengehen nach einem vorgezeichneten Ziele ist empfehlenswert. Der Geist fühlt sich unwillkürlich durch das vorschwebende Ziel angeregt und unterhalten, um die Tasse Kaffee, die der Lohn der Wandern sein wird, schneller sicher besser, als wenn sie zu Hause getrunken würde. Der Pflanzenammler mit der Botanist-Trommel auf dem Rücken, die Malerin mit dem rotheingebundenen Skizzenbuch, der Jäger mit seiner Büchse besitzen an dem sie beschäftigenden Zweck und Ziel ihrer Wanderung einen entsprechenden Genossen, und ihre Körperbewegung, an welcher auch der Geist teilnimmt, ist sicherlich nicht nur angenehmer, sondern auch gesundheitsfördernder, als ein bloßes einfaches, träumerisches Umherwandern. Den Nerven, den Vermittlern des seelischen und körperlichen Lebens, wird dann zugewogen von zwei Seiten gleichzeitig aufgeholt, auf der einen Seite durch Herstellung und Erheiterung, andererseits durch entsprechende körperliche Bewegung. Wohl ist der Einfluß des Geistes auf die körperlichen Funktionen in gleichfalls nicht zu leugnen.

Kun noch eins: Kinder sollten niemals spazieren geführt werden! Der Ausdruck klingt vielleicht paradox, aber man überlege sich die Sache einmal gründlich. Kann es wohl etwas Wehmuthigeres geben, als die eleganten, blauen, gravitätisch auf der Promenade einher stolzirenden Geschöpfchen, mit dem müden Gesichtsausdruck, in welchem die Langeweile mit großen Buchstaben geschrieben? Die Damenschleppen wirbeln den Staub der Promenade in großen Wolken auf und gerade bis zu der Höhe, wo die Lungen des Kindes ihn einatmen müssen. Für den Kleid oder Kreisel, den die behandschuhten Fingerchen krampfhaft festhalten, ist kein Platz vorhanden, und der Gymniball entklippt im Gedränge. Solches Spazierengehen ist eine Tortur für den kindlichen Organismus und ist einem echten, lebhaften Kinde auch gründlich verhasst. Wahrlich, da sind die Pfleglinge der nach modernen Gesundheitsprincipien eingerichteten Wohltätigkeitsanstalten tausend Mal besser daran, in ihren stillen, weiten, lustigen Räumen, mit ihren baumbepflanzten, zum Spielplatz dienenden Höfen! Für das Kind ist das Spiel die einzige gesunde, natürliche Bewegung, es erzeugt eine lebhafte und heitere Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, auf welche der Schwerpunkt zu legen ist, weil sie die Lebenstrafe stählt und erhöht. Das natürliche, belustigende Spiel übt ungefähr die ähnliche Wirkung auf den kindlichen Organismus aus, wie das Spazieren gehen in angenehmer, anregender Unterhaltung auf den Erwachsenen. Nur ist das Bedürfnis des Spiels bei dem Kinde noch lebendiger, weil es seine einzige natürliche Thätigkeitsanwendung ist.

Destowohl führe man die heranwachsende Jugend hinaus in's Freie und lehre sie, daß das Wandern dem Leben eines schönen, inhaltsreichen Buches gleicht. Das ist das Rechte!

Boë von Reuß.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Auf-Liqueur. — Wie bereitet man einen guten Auf-Liqueur?

Richard S. in Tübingen.

Obstsaft. — Auf welche Weise kann man Obstsaft bereiten?

Bertha A. in Lüneburg.

Frische Eier. — Gibt es ein Mittel, um frische Eier zu erkennen?

Therese von der Ems.

Heliograph. — Es würde mir in meinem kleinen Geschäft für Anschriften, Einladungen &c. der Besitz eines Heliographen sehr erwünscht sein, doch schene ich, als junge Anzügerin, die Beschaffungsosten, die 20—30 Mark betragen; könnte ich mir denselben nicht selbst, und auf welche Weise, selbst herstellen?

Jenny.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Reinigen der Kupferstiche (24). — Wenn das leichte Abreiben mit althader Brodkerne, deren Kanten vorher abgestumpft sind, nicht ausreicht, so kann ich Ihnen ein Verfahren mittheilen, das in England bereits seit mehreren Jahren im Gebrauche ist, um vergilzte und beschädigte Kupferstiche gründlich zu reinigen. Nachdem man das auf einem glatten Brett befestigte Bild sehr dünn mit feingepulvertem Salz bestreut hat, dreht man Citronensaft darüber aus, wodurch das Salz zum Theil aufgelöst wird. Hierauf hebt man das eine Ende des Brettes etwas empor, daß es eine geneigte Fläche bildet, und gießt tosendes Wasser über das Bild, bis Salz und Citronensaft vollständig abgewaschen sind. Das auf diese Weise gereinigte Bild muß auf dem Breitbrett oder auf einer anderen ebenen Fläche langsam getrocknet werden. Wenn dies zu schnell am Ofen oder in der Sonne geschieht, so nimmt es eine gelbliche Farbe an.

Emma T., London.

Behandlung von Kartoffeln (88). — Das neue Kartoffeln in den ersten Monaten nicht nur einen großen Theil ihres Geschmackes, sondern auch ihres Nährwertes einbüßen, ist eine amerikanische Thatfache. Zur Verbesserung des Geschmackes wasche man die Kartoffeln geschält mit heißem Wasser, seige sie mit losendem auf's Feuer, gieße dieses nach den ersten Aufwallen ab, und ersehe es abermals durch tosendes, neu aufgegossenes Wasser, in dem sie nun gut werden. Für die Bereitung von Kartoffelstärke werden die rohen Kartoffeln gerieben, dann durch ein nicht zu feines Sieb in ein möglichst weites, halb mit Wasser gefülltes Gefäß gestrichen, und zwar so, daß nur die Fasern zurückbleiben. Nach kurzer Zeit wird sich über dem in dem Gefäß abgelagerten Saft das Wasser röthlichgelb färben, das nun abgegossen und durch frisches ersetzt wird, ein Verfahren, welches man dreimal wiederholt. Beachten ist bei dem Abgießen des Wassers, daß sich der Saft — die gewonnene Stärke — nicht aufzählt und verloren geht; zuletzt fließt man diese in ein reines Tuch, preßt die noch darin enthaltene Feuchtigkeit aus, und läßt das Kartoffelmehl, auf reine Bretter gebracht, an der Luft austrocknen.

E. K.

Liner Torte (96). — Man unterscheidet zwei Gattungen von Linzer Torte: weiße und schwarze. Die weiße wird wie folgt bereitet: Es werden 140 Gr. Butter, 170 Gr. feinstes Mehl, 70 Gr. Zucker, sein zusammen geschnittene Schale einer halben Zitrone, mit etwas Zimmet und Rengewürz, sowie einem Eidotter zu einem gut abgekneteten Teig gerührt. Dieser wird in zwei Theile getheilt, von denen eine Hälfte ungefähr fingerstarke zu einer länglichen oder runden Platte ausgewalzt wird. Aus dem zweiten Theile formt man je nach Bedarf fingerstarke, cylindrische Stäbe, welche über den ausgewalzten Teig, also den eigentlichen Tortenkörper, kreuz und quer (gitterförmig) gelegt werden. Die auf diese Weise erhaltenen Deckungen werden mit ein wenig Eingesetztem ausgefüllt. Die Torte kann auf dem Backblech oder aber im Tortenreis gebäckt werden. — Zu der meines Erachtens nach saftigeren und schmackhafteren schwarzen Linzer Torte nehme man 140 Gr. feinstes Mehl, 140 Gr. Mandeln, 140 Gr. Zucker, 140 Gr. Butter, vier hartgesottene, durchgeschlagene Eier, einen ganzen rohen Ei, einen Käffelöffel Zimmet, einen Käffelöffel Rennet; all' dieses wird zu einem festen Teig geknetet und gut abgearbeitet. Der fertige Teig wird wieder in zwei Theile zerlegt, die kleinere Partie walze man sodann fingerdünn zu einer runden Platte aus, deren Rand man ringsum aufziegt. Der zweite Theil wird zu Stangen geformt, welche gitterförmig auf die runde Form gelegt werden; die Deckungen werden schließlich mit beliebiger Füllung ausgefüllt, und die Torte wird am Blech bei mittelmäßiger Höhe gebäckt.

Johanna.

Hanny Wyckdorff.

Linzer Torte (96). — $\frac{1}{2}$ Kilo rohe Mandeln und $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker werden zusammen im Mörser gestoßen und durch ein ziemlich grobes Sieb passirt. $\frac{1}{2}$ Kilo Mehl und $\frac{1}{2}$ Kilo Butter, sowie 1 Löffel Kirschsaft werden dazu gegeben; Alles zusammen wird gut gewalzt und bleibt einige Zeit (im Sommer im Keller) liegen. Diese Masse wird 1 Cent. dic ausgerollt und auf das mit süßer Butter bestrichene Backblech gelegt. Von Reiß des Teigs wird ein 2 Cent. breiter Rand gemacht, der durch Ausschneiden mit kaltem Wasser am Boden befestigt wird. Die innere Fläche der Torte wird alsdann mit Confituren bestrichen, und dieselbe hierauf schön gelb gebäckt. Der Rand kann nach Belieben noch mit Wasserglasur bestrichen werden. (Diese Portion gibt zwei Torten, für eine Torte genügt die Hälfte.)

B.-G. in Basel.



Kommode

von Eichenholz mit Eisenbeschlägen. Entwurf und Ausführung von Otto Grätzsche in München. Höhe 1,10 Meter, Breite 1,10 Meter.